

# *medien* & *zeit*

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

Thema:  
**Medienwandel –  
Kommunikationswandel –  
Wissenschaftswandel:  
Wissenschaftskommunikation  
historisch betrachtet**

**Die Urania-Gesellschaft  
und die Popularisierung natur-  
wissenschaftlicher Erkenntnisse  
am Ende des 19. Jahrhundert**

**„Laien, Praktiker, nicht nur  
Wissenschaftler theoretisieren“**

**Zwischen Reputation  
und Prominenz**

**Wissenschaft in den Medien**

**Wissenschaft im Imagefilm**

**4/2013**

**Jahrgang 28**

# medien & zeit

## Inhalt

### Die Urania-Gesellschaft und die Popularisierung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse am Ende des 19. Jahrhundert

Thomas Wilke .....5

### „Laien, Praktiker, nicht nur Wissenschaftler theoretisieren“

Der Beitrag der modernen Wissensgesellschaft  
zum Entstehungszusammenhang und  
Verwissenschaftlichungsprozess  
der Zeitungskunde

Erik Koenen.....14

### Zwischen Reputation und Prominenz

Wie Wissenschaftler mit modernen  
Massenmedien umgehen  
Der Wandel im System Wissenschaft

Beatrice Dernbach.....25

### Wissenschaft in den Medien

Zur Logik medialer

Wissenschaftsthematisierung

Mark Eisenegger & Susanne Gedamke.....34

### Wissenschaft im Imagefilm

Über eine neue visuelle Form externer  
Wissenschaftskommunikation

Stefan Bauernschmidt.....45

Rezensionen.....53

## Impressum

### Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung  
(AHK)“, Währinger Straße 29, 1090 Wien,  
ZVR-Zahl 963010743  
<http://www.medienundzeit.at>

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim  
„Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“

### Gastherausgeberin:

Corinna Lühje

### Lektorat & Layout:

Barbara Metzler, Karina Auer, Catherine Sark, Diotima Bertel;

Christina Krakovsky, Diotima Bertel, Marlene Raßbauer

### Redaktion Buchbesprechungen:

Gaby Falböck, Roland Steiner

### Korrespondenten:

Prof. Dr. Hans Bohrmann (Dortmund),

Univ.-Prof. Dr. Hermann Haarmann (Berlin),

Univ.-Prof. Dr. Ed Mc Luskie (Boise, Idaho),

Univ.-Prof. Dr. Arnulf Kutsch (Leipzig),

Prof. Dr. Markus Behmer (Bamberg),

Prof. Dr. Rudolf Stöber (Bamberg)

### Druck:

digitaldruck.at Druck- und Handelsgesellschaft mbH  
2544 Leobersdorf, Aredstrasse 7

### Versand:

ÖHTB – Österreichisches Hilfswerk für Taubblinde und  
hochgradig Hör- und Sehbehinderte  
1100 Wien, Werkstätte Humboldtplatz 7

### Erscheinungsweise:

*medien & zeit* erscheint vierteljährlich

### Bezugsbedingungen:

Einzelheft (exkl. Versand): 6,50 Euro

Doppelheft (exkl. Versand): 13,00 Euro

### Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): 22,00 Euro

Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 30,00 Euro

### StudentInnenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): 16,00 Euro

Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 24,00 Euro

Info und Bestellung unter [abo@medienundzeit.at](mailto:abo@medienundzeit.at)

### Bestellung an:

*medien & zeit*, Währinger Straße 29, 1090 Wien  
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

**ISSN 0259-7446**

### Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung  
(AHK)“, Währinger Straße 29, 1090 Wien

### Vorstand des AHK:

Dr. Gaby Falböck (Obfrau),

a.o. Univ.-Prof. Dr. Fritz Hausjell (Obfrau-Stv.),

Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Obfrau-Stv.),

Mag. Christian Schwarzenegger (Obfrau-Stv.),

Mag. Roland Steiner (Geschäftsführer),

Barbara Fischer, Bakk. (Geschäftsführer-Stv.),

Mag. Christina Krakovsky (Schriftführerin),

Arne Sytlä (Schriftführer-Stv.),

Dr. Norbert P. Feldinger (Kassier),

Katriina Janhunen, Bakk. (Kassier-Stv.),

Mag. Bernd Semrad,

Dr. Erich Vogl,

Mag. Klaus Kienesberger,

Dr. Johann Gottfried Heinrich

## Editorial

### Wissenschaftskommunikation im Wandel: Eine Annäherung

1630 vollendete Galileo Galilei den *Dialog über die zwei wichtigsten Weltsysteme, das ptolemäische und das kopernikanische*. Dieses Werk ist in mehrfacher Hinsicht bedeutsam für die Entstehung der modernen Wissenschaft im 17. Jahrhundert und für die Entwicklung der Wissenschaftskommunikation. Zunächst ist der Dialog nicht in der damals gebräuchlichen Wissenschaftssprache Latein, sondern in Galileis Muttersprache Italienisch verfasst und machte damit wissenschaftliches Wissen einer breiteren Bevölkerung zugänglich. Außerdem ist das Buch in der Form einer Diskussion von drei Personen über das Für und Wider der jeweiligen Theorien verfasst und simuliert damit den wissenschaftlichen Diskurs. Weiterhin widersprach Galilei mit der eindeutigen Stellungnahme zugunsten des kopernikanischen Weltbildes der Meinung der katholischen Kirche, die das geozentrische ptolemäische Weltbild vertrat und deshalb das Werk mit einer Zensuraufgabe belegte. Der, um eine Schlussrede zugunsten des ptolemäischen Weltbildes ergänzte Dialog erschien 1632. Im gleichen Jahr begann der Inquisitionsprozess gegen Galilei, der jedoch aufgrund seines Widerrufs gut ausging. Dies war nicht selbstverständlich, lag doch die Verbrennung von Giordano Bruno als Ketzer erst drei Jahrzehnte zurück. Galileos Einlenken bestätigte am Vorabend der Entstehung der modernen Wissenschaft (noch) die Deutungsmacht bzw. symbolische Macht der Kirche, die als wissenschaftsexterne Instanz Zensur an wissenschaftlichem Wissen üben und dessen Ausbreitung verzögern, wenn auch nicht verhindern konnte. Am Beispiel von Galileo Galilei werden drei bis heute aktuelle Themen der Wissenschaftskommunikation deutlich: Wissenschaftskommunikation als öffentliche Kommunikation und Transfer von Wissen, interne Wissenschaftskommunikation sowie die Verzahnung von Wissenschaft und politischer Macht in der Gesellschaft. Am 15. Februar 2014 wird Galileo Galileis 450. Geburtstag begangen – Grund genug, sich aus historischer Perspektive dem Thema Wissenschaftskommunikation zu widmen.

Die Entstehung der modernen Wissenschaft als soziale und kulturelle Struktur erfolgte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts (vgl. van den

Daele, 1977). Sie löste das mittelalterliche Konstrukt der „res publica literaria“ ab (wenn sich auch der Begriff „Republik der Gelehrten“ bis ins 18. Jahrhundert hielt). Dieser Wissenschaftswandel kann an zwei zentralen und in Zusammenhang stehenden Momenten festgemacht werden: (a) an der Institutionalisierung in Akademien und Gesellschaften, die von den jeweiligen nationalen politischen Machthabern gestützt wurden und (b) am Medienwandel bzw. im Wandel der Wissenschaftskommunikation. Bei der Institutionalisierung in Form der Gründungen der *Royal Society* in London 1662 und der *Académie des Sciences* in Paris 1666 spielten „wissenschaftsexterne sozialen Bedingungen [...] eine Rolle.“ (van den Daele, 1977, S. 131). Mit der *Académie des Sciences* und der *Royal Society* wurden Instanzen geschaffen, in denen wissenschaftsintern die Standards der Wissenschaft definiert und kodifiziert wurden und die die Einhaltung dieser Kodizes im jeweiligen nationalen Rahmen sozial kontrollierten (van den Daele, 1977, S. 137). Der *Royal Society* sicherte die Charta von 1662 „königliche Gunst, Fürsorge und Ermutigung“, das Druckprivileg, die Zusicherung des freien Gedankenaustauschs sowie des Verkehrs mit Ausländern zu (ebd., S. 137). Die Treffen der *Académie des Sciences* fanden in der privaten Bibliothek des Königs statt. Ihre Mitglieder wurden vom Staat ernannt und besoldet (ebd., 1977, S. 138). Wolfgang van den Daele stellt fest, dass die „Etablierung in der Sphäre staatlicher Öffentlichkeit“ der neuen Wissenschaft „Sichtbarkeit, soziales Prestige und politische Deckung“ garantierte (ebd., 1977, S. 138). Durch Hoheitsakte der politischen Machthaber wurde die Wissenschaft also dem Einfluss der Kirche entzogen. Damit wurde sie jedoch nicht unabhängig. Ihre Rahmenbedingungen wurden durch die politischen Machthaber bestimmt. Diese Symbiose von Politik und Wissenschaft in Gesellschaft hat, wie Peter Weingart (2005) aufzeigt, noch immer Bestand. Wissenschaftswandel vollzieht sich in Abhängigkeit zu politischem und gesellschaftlichem Wandel.

Ein weiterer wichtiger Faktor des Wandels sind Medien und Kommunikation. Sowohl das Gesellschaftsfeld Wissenschaft als auch das von ihr produzierte Wissen bestehen aus Kommunikation. Ebenso wie die Gründung der Akademien und Gesellschaften beförderten die Verbesserungen der Verkehrsverbindungen und die Gründung

von Wissenschaftsjournalen den Wissenschaftswandel. Im 17. Jahrhundert wurde der Schritt von der briefvermittelten zur zeitschriftenvermittelten Wissenschaftskommunikation getan (vgl. Kaden, 2009, S. 53). Damit verbunden war die Formalisierung: Peer Review – das bis heute gebräuchlichste Qualitätssicherungsverfahren in der Wissenschaft – geht auf die Praxis der *Philosophical Transactions* der *Royal Society* zurück. Wichtigstes Selektionskriterium war hier inhaltliche Originalität. Beim *Journal des Scavans* der *Académie des Sciences* hingegen wurde nach genereller Neuigkeit ausgewählt (Kaden, 2009, S. 54). Schon in dieser frühen Phase zeigten sich nationale wissenschaftskulturelle Unterschiede, die bis heute spürbar sind. Trotz dieser tradierten Strukturen wandelt sich die wissenschaftliche Publikationspraxis jedoch mit dem technologischen Medienwandel, wie aktuell seit der Etablierung des Internet zu beobachten ist. Online-Publikation, Open Access, Open Peer Review sind nur einige Beispiele.

Bisher war vor allem von wissenschaftsinterner Kommunikation die Rede. Es war wichtig, sie so prominent darzustellen, weil sie in der kommunikationswissenschaftlichen Forschung zu Wissenschaftskommunikation bisher kaum beachtet wird. Diese konzentriert sich hauptsächlich auf öffentliche Wissenschaftskommunikation, also vor allem auf Wissenschaftsjournalismus und Wissenschafts-PR. Doch auch die Vermittlung von Wissen in die Öffentlichkeit ist kein neues Phänomen, sondern spätestens mit der Aufklärung und dem Aufschwung des Zeitschriftenwesens ein wichtiges Thema, wie Matthias Georgi (2009) am Beispiel der Naturwissenschaften und der englischen Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert zeigte. Ein anderes Beispiel für die Popularisierung von Wissen sind die 16 öffentlichen Vorlesungen über „Physikalische Geographie“, die Alexander von Humboldt 1827/28 in den Räumen der Berliner Singakademie hielt und die später als „Kosmos-Vorlesungen“ bekannt wurden. Doch alle Formen der Wissenschaftskommunikation – ob extern oder intern, öffentlich, feldübergreifend, formell oder informell – transformieren sich.

In diesem Themenheft der *medien&zeit* wird dem Wandel der Wissenschaftskommunikation nachgespürt. Wie wandelt sich das Verständnis von Wissenschaft und von Wissenschaftskommunikation? Verändern sich die Rollen und Funktionen von Wissenschaftskommunikation in der Gesell-

schaft im Kontext von Wissenschaftswandel und generellem Gesellschaftswandel? Wie hat sich das Verhältnis von Wissenschaft und Journalismus entwickelt? Welchen Einfluss hat der technologische Medienwandel auf die interne und externe Wissenschaftskommunikation und damit auch auf die kommunikative Konstruktion von Wissenschaft und Wissen?

Gemeinsame Basis der Texte in diesem Heft ist die Betrachtung der komplexen Wechselwirkungen von Gesellschaftswandel, Wissenschaftswandel und dem Wandel der Wissenschaftskommunikation. Am Anfang steht der Aufsatz von Thomas Wilke, der Wissenschaftspopularisierung im ausgehenden 19. Jahrhundert thematisiert. Die Urania-Gesellschaft in Berlin verstand sich als eine Art Wissenschaftstheater, in dem Wissen mit Hilfe der neuesten Medientechnologien nicht nur bilden, sondern auch unterhalten sollte, das sich nicht nur an das gehobene Bürgertum, sondern auch an untere Schichten wendete und das, neben den Einnahmen aus Kartenverkäufen, Fundraising betrieb und eine Aktiengesellschaft war. Erik Koenen beschäftigt sich in seinem Aufsatz mit der Entwicklung der internen kommunikationswissenschaftlichen Kommunikation durch die Einbeziehung von „Praktikergelehrten“ in den 1920er Jahren und damit in der Gründungsphase des Faches. Gemeint sind damit Berufungen von erfahrenen Journalisten, also bis dahin wissenschaftsexternen Akteuren, auf Universitätsprofessuren und ihr Einfluss auf die interne Kommunikation und darüber auf Wissens- und Wissenschaftskonzepte. Medialisierung der Wissenschaft ist das Thema von Beatrice Dernbach. Aus systemtheoretischer Sicht geht sie der Frage nach, ob durch die verstärkte Forderung an Wissenschaftler, mit der Öffentlichkeit zu kommunizieren die zentrale „Währung“ des Wissenschaftssystems, nämlich Reputation, von einer massenmedialen Währung, nämlich Prominenz, substituiert wird. Dernbachs theoretischem Text folgt eine empirische Studie zu eben diesem Problembereich von Mark Eisenegger und Susanne Gedamke. Sie rekonstruieren am Beispiel der medialen Resonanz von Kommunikationsereignissen in Schweizer Medien von 1945 bis 2013 die Thematisierungslogiken des Wissenschaftsjournalismus und verbinden dies mit einer Analyse von Reputationsdynamiken im aktuellen Schweizer Mediendiskurs. Der Aufsatz von Stefan Bauernschmidt schließt den Kreis, denn hier geht es, wie bei Wilke, um Wissenschaftspopularisierung,

allerdings mit Gegenwartsbezug. Imagefilme sind eine aktuelle Form der Wissenschafts-PR, die sich unter Nutzung neuer Medientechnologien und analog zum generellen Wandel von Wissenschaft und Wissenschaftsinstitutionen in der Gesellschaft entwickelt hat.

Die in diesem Heft gesammelten Beiträge nähern sich dem Themenkomplex also von ganz unterschiedlichen Seiten. Damit wird die enorme Breite und Vielseitigkeit des Forschungsfeldes Wissenschaftskommunikation angedeutet, die es lohnt, weiter zu erschließen!

Corinna Lüthje, Gastherausgeberin

## **Bibliographie:**

- Georgi, M. (2009). *Heuschrecken, Erdbeben und Kometen*. Naturkatastrophen und Naturwissenschaft in der englischen Öffentlichkeit des 18. Jahrhunderts. München.
- Kaden, B. (2009). *Library 2.0 und Wissenschaftskommunikation*. Berlin.
- van den Daele, W. (1977). Die soziale Konstruktion der Wissenschaft. Institutionalisierung und Definition der positiven Wissenschaft in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. In: Böhme, G., van den Daele, W. & Krohn, W. (Hg.), *Experimentelle Philosophie- Ursprünge autonomer Wissenschaftsentwicklung*. Frankfurt am Main, S. 129-182.
- Weingart, P. (2005). *Die Stunde der Wahrheit?* Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft. Weilerswist.

# Die Urania-Gesellschaft und die Popularisierung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse am Ende des 19. Jahrhundert

Thomas Wilke

Institut für Medienwissenschaft der Universität Tübingen

## Abstract

Der Beitrag beschäftigt sich mit der Urania-Gesellschaft in der Zeit von ihrer Gründung 1889 bis circa 1900 und ihren programmatisch zu verstehenden Popularisierungsstrategien wissenschaftlicher Naturerkenntnisse. Dabei verstand sich die Gesellschaft selbst als ein Mittler zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit, ohne dass selbst Wissen produziert wurde oder die Kommerzialisierung der Bildungsangebote selbst problematisiert werden musste. Durch die Integration neuer Medien, wie dem Phonographen, der Photographie und der Kinematographie wirkte sie als neuer Inszenierungsraum innerhalb Berlins als Besuchermagnet. Gleichzeitig erhöhte sich die Attraktivität des durchaus dichten Angebots über die populären und üppig dekorierten Vorträge des wissenschaftlichen Theaters, die Möglichkeit des Experimentierens für das Publikum und die technische Ausstattung der astronomischen Abteilung. In einer historisch neuen Qualität kommunizierte sie über die hauseigene Verschränkung der unterschiedlichen Wissens- und Bildungsangebote naturwissenschaftliche Erkenntnisse einem breiten und nicht zwangsläufig vorgebildeten Publikum.

Im Rahmen ihres 2013 stattfindenden 125-jährigen Jubiläums produzierte die Urania einen auf ihrer Webseite abrufbaren Trailer, in dem eine Sprecherstimme aus dem Off das Selbstverständnis und die Motivation der Urania formuliert:

*„Wenn sie dich packt, bist Du verloren! Sie lässt Dich nie wieder los! Du kannst Dich ihr nicht entziehen! Es gibt nur einen Weg sie zu besiegen – Du musst ihr nachgeben: der Neugier nach Wissen und Aufklärung. Die Neugier nach Wissen ist ein dem Menschen innewohnendes Grundbedürfnis. [...] Aus Humboldts Idee wurde 1888 der Plan zur Gründung eines Vereins, der sich der Bildung des aufstrebenden Bildungsbürgertums verpflichtet fühlte.“*  
(Urania, 2013)

Diese Stimme intoniert mythisch-spannend und emotional. Sie ist mit einer dramatisierenden Musik unterlegt. Hier wird nicht rational argumentiert, sondern Wissenshunger als „Grundbedürfnis“ betrachtet, das es zu wecken gilt. Von Wissen wird auf Bildung geschlossen und das Ergebnis steht in einem engen Zusammenhang mit einem historisch begründeten Aneignungsprozess, dem sich die Urania verpflichtet fühlt. Im März 1888 gründet sich in Berlin eine Gesellschaft, die sich gemäß ihres Statuts „die Verbreitung der Freude

an der Naturerkenntnis“ (Meyer, 1892, S. 1) zum Ziel machte. Natur wird im 19. Jahrhundert historisiert und damit erzählbar. Die Frage ist, in welcher Form sie erzählt wird und wer erzählt. Bestehend aus der ersten Volkssternwarte, einer Ausstellung, die die Besucher aktiv zum Experimentieren einlud und einem wissenschaftlichen Theater, entwickelte sich die Einrichtung nach ihrer Eröffnung im Juli 1889 rasch zu einem Publikumsmagneten. Zum 25-jährigen Jubiläum reflektierte 1913 der Direktor Dr. P. Schwahn in der Festschrift, dass das wissenschaftliche „Theater nach der materiellen Seite hin der Stützpunkt des ganzen Urania-Unternehmens ist“ (ebd., S. 33) und die durch die Urania gegebenen Möglichkeiten, „im Ausruhen von der Berufsarbeit genießend zu lernen, dazu dienen, erfolgreich der geistigen Verflachung entgegen zu wirken.“ (ebd. S. 55). Dabei berücksichtigte er neben der Neugier auch das Unterhaltungsbedürfnis, das Interessierte aller Gesellschaftsschichten erst in die Berliner Invalidenstraße und dann in die Taubenstraße lockte:

*„Wir konnten hinsichtlich unserer Darbietungen in diesem Theater nicht immer den Gesichtspunkt der Belehrung ausschließlich in den Vordergrund stellen, sondern mußten dem*



*Umstände Rechnung tragen, daß der tagsüber vielseitig beschäftigte und geistig in Anspruch genommene Berliner in den Abendstunden der Erholung nachgeht, d. h. angenehm unterhalten oder im besten Fall spielend über naturwissenschaftliche Dinge unterrichtet zu werden wünscht.*“  
(ebd.)

Der schnell spürbare Erfolg der Urania ist an Zahlen ablesbar: Die nach der Muse Urania benannte Gesellschaft hatte bereits ein Jahr nach Eröffnung an 360 Tagen geöffnet, sie verzeichnete knapp 91.000 Besucher und veranstaltete 99 wissenschaftliche und 306 dekorative Vorträge, Tendenz insgesamt steigend. In der Folge tourte die Gesellschaft sowohl in Deutschland als auch weltweit mit ihren besten Vorträgen und bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges gründeten sich zahlreiche weitere Urania-Gesellschaften, unter anderem in Wien, Graz, Budapest, Magdeburg, Jena und Prag (Becker, 2011).

Das Programm der Urania-Gesellschaft lässt sich als ein umfangreiches Veranstaltungskonzept begreifen, das den Wissbegierigen sensu Neugierigen zwingt, einen extra dafür gebauten und somit inszenierten Ort aufzusuchen. Dies als eine herausragende Popularisierungsstrategie betrachtend, wird in diesem Aufsatz nach den Wechselverhältnissen von Auf- und Abführung der jeweiligen Programme und Vermittlung von Wissenschaft an eine nichtwissenschaftliche Öffentlichkeit gefragt. Die Urania verstand sich selbst explizit als Mittler zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit (Meyer, 1893), und zwar einerseits innerhalb der terminierten Veranstaltungen in dem Urania-Gebäude und andererseits durch die herausgegebene Monatsschrift *Himmel und Erde*. In diesem Zusammenhang tut sich die Frage auf, wie Wissenschaft in einem solchen Ensemble offeriert und präsentiert wird und wie sich diese Darbietungspraxis medial zwischen Unterhaltung und Bildung begreifen lässt. Wie im Folgenden darzulegen sein wird, erfolgt durch die historisch konvergente Entwicklung ein Dreischritt: das wissenschaftliche Theater ermöglicht mit den spezifischen Techniken einen neuen Erlebnisraum, zweitens gestattet die offen-

**Das Programm der Urania-Gesellschaft lässt sich als ein umfangreiches Veranstaltungskonzept begreifen, das den Wissbegierigen sensu Neugierigen zwingt, einen extra dafür gebauten und somit inszenierten Ort aufzusuchen.**

sive Möglichkeit des Experimentierens neue Erfahrungen sowie die praktische Überprüfung naturwissenschaftlicher Theorie und die Zeitschrift *Himmel und Erde* lässt drittens ein Reflektieren und Diffundieren des Erlebten zu. Zugleich erfahren Abonnenten der Zeitschrift etwas über die Programmatik der Urania. Das ist eine völlig neue Qualität im Vergleich zu den bestehenden Institutionalisierungen der Zeit, seien es Sternwarten, wissenschaftliche Vereine oder Zeitschriften, die eigenständig Themen generieren.

## Wissenschaftspopularisierung und Öffentlichkeit

Die Art und Weise der Wissenschaftskommunikation ist eine Frage der Medien, der Medialität und der spezifischen Publika: Richten sich Wissenschaftler nur an Wissenschaftler oder auch an ein Publikum außerhalb eines wissenschaftlichen Diskurses? In der Auseinandersetzung mit der Popularisierung von Wissen, der Wissenschaft und Öffentlichkeit ergeben sich nicht nur die drei begrifflichen Problembereiche, sondern auch ihre Verknüpfung. Dieser nicht abgeschlossene Prozess inkludiert sui generis epochal unterschiedliche Publika, Öffentlichkeiten und Medialitäten. Wie vielschichtig dies ist, zeigen beispielsweise mit andersgearteten Schwerpunkten Gudrun Wolfschmidt (2002) und Andreas Daum (1998) in der Auseinandersetzung mit der Popularisierung der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert. Mit klarem Bezug auf Rein-

hart Koselleck vollzieht Daum eine umfangreiche begriffsgeschichtliche Rekonstruktion von Popularisierung und Populärwissenschaft in Deutschland, indem er facettenreich kategoriale Aspekte wie

*„[d]ie verdichtete Wandlung und Anreicherung eines Ausdrucks seit dem späten 18. Jahrhundert, eine Demokratisierung durch die Ausdehnung des Anwendungsbereichs und die Loslösung von standesspezifischen Ausdrucksfeldern, schließlich die Ideologisierung“*  
(Daum, 1998, S. 41)

nachweisen kann. In einer populärwissenschaftlichen Praxis wird ganz allgemein deutlich, dass

sich „die Komplexität wissenschaftlicher Argumentation [reduziert]“ und sie sich „auf außerakademische Erfahrungen hin [orientiert], etwa auf physikalische Erscheinungen im Alltag.“ (ebd.). Dabei überwindet diese Praxis „tendenziell die Entgegensetzungen von Wissenschaftlichkeit und Fiktionalität, begrifflichem Denken und erfahrungsbezogener Wahrnehmung.“ (ebd., S. 28) Das passiert nicht irgendwo, sondern an sich dafür etablierenden Orten, wie etwa in den in der Mitte des 19. Jahrhunderts immer häufiger in Erscheinung tretenden wissenschaftlichen Vereinen und Gesellschaften. Diese lassen sich als eine sich formierende Arena öffentlicher Kommunikation begreifen, zumindest als eine neue Bühne für neue Themen, die einen sich vollziehenden Öffentlichkeitswandel mit Gesellschaftswandel verbindet. Jim McGuigans Vorschlag eines sich wandelnden Verständnisses des Öffentlichkeitsbegriffes lässt sich auf eine sich wandelnde Kultur übertragen:

*„In the late modern world, the cultural public sphere is not confined to a republic of letters – the 18th century’s literary public sphere – and ‘serious’ art, classical, modern or for that matter, postmodern. It includes the various channels and circuits of mass-popular-culture and entertainment, the routinely mediated aesthetics and emotional reflections on how we live and imagine the good life. The concept of a cultural public sphere refers to the articulation of politics, public and personal, as a contested terrain through affective (aesthetic and emotional) modes of communication. [...] Images of the good life and expectations of what can be got out of this life are mediated mundanely through entertainment and popular media discourses.“*  
(McGuigan, 2005, S. 435)

Indem sich die Naturwissenschaft am Ende des 19. Jahrhunderts als ein integraler Bestandteil einer industrialisierten Moderne verstand – man berücksichtige nur den Stellenwert der Elektrizität – lässt sich über die affektiven „modes of communication“ relativ schnell ein Wandel nicht nur des Öffentlichkeits- sondern auch des Kulturverständnisses herleiten. Dieses benötigt neue Bühnen, die den sich wandelnden (kommunikativen) Alltag veranschaulichen und nachvollziehbar begreifbar machen. Die Urania als eine neue Bühne produziert neue Unterhaltungsformen durch neue Medien wie dem Panorama, dem Phonographen, der Photographie oder dem Diorama. Diese sind verbunden mit neuen Rezeptionsweisen und kommunikativen Anschlüssen, die

wiederum nicht mehr nur an das Bürgertum gerichtet waren, sondern durch den Gedanken der Volks- und Erwachsenenbildung auch das Proletariat einschlossen. „Die Arbeiter besetzten zwei bis drei Vorstellungen jeden Sonntag allein mit ihren Vereinen. Das waren immer meine andächtigsten Zuhörer“, reflektierte Wilhelm Meyer, „zu denen ich auch am liebsten sprach“ (Meyer, 1908, S. 72). Die Staffelnung des Eintrittspreises, die Neuheit dessen, was geboten wurde und eines durchaus egalitär zu verstehenden Zugangs führte zu einer Breitenwirkung der Urania:

*„Abends aber werden in diesem Theater [...] Vorstellungen besonderer Art gegeben, wie sie für Berlin ganz neu sind und [...] wo sie das allgemeinste Interesse erregen. Es sind das wissenschaftliche Vorträge, welche von eigenartigen experimentellen und dekorativen Veranstaltungen begleitet werden, während zugleich durch die maschinelle Kunst der Theater-Technik die Bilder sich in der selben Weise vor den Augen der Zuschauer verwandeln, wie auch in der Natur die dargestellten Phänomene vorüberziehen würden.“*

(Meyer zit. nach Ebel & Lührs, 1988, S. 24)

Es offenbart sich über die nachweisbare und die für sich selbst in Anspruch genommene schnelle Reaktion der Urania auf neue wissenschaftliche Erkenntnisse ein Wechselverhältnis in Bezug auf die Erweiterung des Wissens im Rahmen gelehrter Tätigkeit und der Popularisierung wissenschaftlicher Neuerungen: Die Entdeckung der Röntgen-Strahlen, des Radiums oder der Schilling’sche Vortrag *Tierleben in der Wildnis* sorgten jeweils für einen entsprechenden Besucherandrang und eine Erhöhung der Vortragsangebote. Das fügt sich in das von Silvana Tschopp bereits für das 18. Jahrhundert konstatierte Wechselverhältnis:

*„Verbreitet werden könne nur, was zunächst als Wissen generiert wurde, eine breite Verankerung von Wissen in der Bevölkerung wiederum liefere wichtige Impulse für jene forschende Tätigkeit, der sich neues Wissen verdankt.“*

(Tschopp, 2004, S. 471)

Und so verstand sich die Urania nicht nur als Katalysator bei der Verbreiterung von Naturerkenntnissen, sondern auch als Impulsgeber.

## Die Urania und ihr Programm

In der eigenen historiographischen Herleitung stellt sich die Urania in die Tradition Alexander



von Humboldts, der als Gegenentwurf zum philosophischen Universitäts- und Bildungskonzept seines Bruders in seinen Singakademie-Vorträgen ab 1827 ein naturwissenschaftlich geprägtes Verständnis propagierte (Foerster 1913, S. 386). Diese belehrenden Vorträge richteten sich in ihrer Volkstümlichkeit an ein vornehmlich nichtwissenschaftliches Publikum, ebenso sollte eine ab 1835 in Betrieb genommene und von Preußen unterstützte Berliner Sternwarte einem Laienpublikum Zugang gewähren. Parallel dazu gründeten sich insbesondere in der nachrevolutionären Zeit Institutionen der Volksbildung und Erwachsenenbildung, allen voran ab 1859 die *Humboldt-Vereine*, das *Freie Deutsche Hochstift* und die *Gesellschaft zur Verbreitung der Volksbildung* (Daum, 1998, S. 168ff).

Die Urania, als eine sich selbst tragende (Aktien-) Gesellschaft und als adressierbarer Ort, zeigt in einer besonderen Weise eine Popularisierung von (Natur-)Wissenschaft, indem sie in der Kommunikation von Wissenschaft neue Artikulationsformen und Aneignungsweisen schuf. In ihrer historischen Erscheinung fällt sie in der Planung und Verwirklichung mit der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt zusammen, die 1887 unter der Präsidentschaft von Hermann Helmholtz ihre Arbeit aufnahm. Dieses Zusammenfallen der beiden Gründungen ist alles andere als zufällig: Durch die Physikalisch-Technische Reichsanstalt wurde auf der einen Seite

*„die naturwissenschaftliche Forschung außerhalb der Universität intensiviert, auf der anderen Seite in der Urania die Popularisierung der Naturwissenschaften auf eigene Füße gestellt.“* (Daum, 1998, S. 178, zur Situation der Universitäten und der Forschung in Deutschland vgl. Nipperdey, 1990, S. 568-691).

Der Gründungsmythos ist bereits vielfach reproduziert worden, nicht nur in der Urania-Zeitschrift *Himmel und Erde*, sondern auch in späteren Darstellungen. Dieser bezieht sich im Wesentlichen stets auf drei Aspekte: Erstens konnte die seit 1835 existierende Berliner Sternwarte aufgrund der großen Besucheranzahl nicht

mehr im eigentlichen Sinne forschend arbeiten. Dann traf sich zweitens 1887 der renommierte Berliner Astronom Wilhelm Foerster mit dem Wissenschaftsjournalisten und Literaten Wilhelm Meyer. Nach diesem Treffen und der Absprache gemeinsamer Ziele veröffentlichte drittens Foerster (1887) den Aufruf zur Gründung einer

*„öffentlichen, teleskopischen, spektroskopischen und mikroskopischen Schaustätte zugleich zur Vorführung optischer und elektrischer Experimente sowie zu mannigfachen naturwissenschaftlichen Erläuterungen durch Wort und Bild endlich als Ausstellungsort für einschlägige Instrumente und Apparate dienend.“*

Die Reaktion auf diesen Aufruf war in Berlin eine bereitwillige finanzielle Unterstützung durch Zeichnung von Aktienkapital insbesondere durch Werner von Siemens (vgl. hierzu Hess, 1969; Daum, 1998; Wolfschmidt, 2002; Becker, 2011).

**Die Urania, als eine sich selbst tragende (Aktien-)Gesellschaft und als adressierbarer Ort, zeigt in einer besonderen Weise eine Popularisierung von (Natur-)Wissenschaft, indem sie in der Kommunikation von Wissenschaft neue Artikulationsformen und Aneignungsweisen schuf.**

Zu diesen drei Aspekten gesellt sich noch ein weiterer, der zumindest für die Zeitgenossen augenfällig war: Berlin als eine Metropole, und das nicht nur für die Wissenschaft (Goschler, 2000). Jemand wie Wilhelm Foerster dachte in diesem Zusammenhang „sofort an eine Ausführung in größerem Style“, um „dem Publikum

Lehrreiches und Anziehendes aus dem Reich der messenden und experimentierenden Naturwissenschaften darzubieten“ (Foerster zit. nach Ebel & Lührs, 1988, S. 31). Passend dazu formulierte auch Meyer:

*„Es ist die für Massenbesuch besonders geeignete Vervollkommenung der Einrichtungen zu ersinnen, dabei aber niemals die Grundlage wissenschaftlicher Solidität und Kritik zu verlassen.“* (ebd.)

Mit dieser Basis gründete sich am 3. März 1888 die Aktiengesellschaft, das neu errichtete Gebäude öffnete für die Öffentlichkeit am 2. Juli 1889. Die Örtlichkeit der Urania und ihre Verortung in der Stadt beschreibt über die Existenz der bestehenden Abteilungen hinaus ausführlich Kristin Becker (Becker, 2011, S. 286f). Relevant für den hier vorgestellten Zusammenhang ist die Benen-

nung des von der Gesellschaft ins Auge gefassten Horizonts: Neben der Astronomie-Abteilung, zu der die Sternwarte gehörte und dem wissenschaftlichen Theater etablierte die Urania drei weitere Abteilungen: die Physikabteilung (zu der die Themenbereiche der Mechanik, Akustik, Elektrizität, des Magnetismus, der Optik und der Phonograph zählten), die mikroskopisch-biologische Abteilung und eine Ausstellung von Präzisionsmechanik. Als sechste Abteilung wird die Redaktion der monatlichen Zeitschrift *Himmel und Erde* angeführt. Geradezu programmatisch hieß der Untertitel *Illustrierte populäre Monatsschrift*. Die Beiträge bestehen nicht nur aus den Abdrucken von Vorträgen in der Urania, sondern ebenso aus Reflektionen seitens des Gründungsdirektors Wilhelm Meyer und von Wilhelm Foerster. Des Weiteren gab es Essays, Abbildungen, feuilletonistische Artikel, Mitteilungen über neue wissenschaftliche Erkenntnisse sowie Rezensionen, da sich die Zeitschrift zur Aufgabe machte,

*„die Errungenschaften der Naturforschung [...] in zusammenfassenden allgemeinverständlichen Abhandlungen zu verbreiten. In dieser Hinsicht bildet sie, also eine Ergänzung und Erweiterung des Programms der Urania, indem sie nicht, wie das Institut selbst, auf eine lokale Wirksamkeit beschränkt ist, sondern ihre Mitarbeiter und ihren Leserkreis in der ganzen Kulturwelt sucht.“*  
(Schwahn, 1913, S. 52)

Verglichen mit der üblichen distanzierten musealen Präsentation von Ausstellungsstücken war das von Eugen Goldstein bei physikalischen Experimenten und insbesondere bei elektrischen und elektrotechnischen Erfindungen eingeführte „System der Selbstbelehrung“ innovativ. Schwahn (ebd., S. 57) lobte es als „praktische[s] Lehrbuch, das an Stelle komplizierter Zeichnungen und weitschweifiger Erklärungen die eigene Anschauung setzt“ und die „eigenhändige Betätigung“ demzufolge „viel intensiver [wirke ...] als das Lese Studium“. Dieses System besäße gegenüber dem Vortrag den Vorteil,

*„daß der Lernende durch die eigene Handhabung der Apparatur in ihre Konstruktion besser einzudringen vermag, und daß ihm ermöglicht wird, das Experiment so oft und so lange zu*

*wiederholen, bis er es in Ursache und Wirkung begriffen hat“*  
(Schwahn, 1913, S. 57):

*„Wir haben es in der Urania zuerst gewagt, die sonst in allen Museen und Ausstellungen streng befolgte Regel, welche die Berührung der Gegenstände verbietet, in gewissen Sinne zu beseitigen. Es sind an den Instrumenten betreffende Stellen, elektrische Knöpfe etc. bezeichnet, welche man berühren darf, um dadurch den Apparat in Thätigkeit zu setzen.“*  
(Meyer, 1890, S. 234)

### Eine der bemerkenswerten Attraktionen der Urania-Gesellschaft in der Anfangszeit waren die beiden von Thomas A. Edison überlassenen Phonographen.

Eine der bemerkenswerten Attraktionen der Urania-Gesellschaft in der Anfangszeit waren die beiden von Thomas A. Edison überlassenen Phonographen nach seinem auf Einladung von Werner von Siemens erfolgten Berliner Besuch im September 1889. Edison stellte, von der Pariser Weltausstellung kommend, der Urania-Gesellschaft seinen Improved Phonograph vor, der nicht nur die Gesellschaft, sondern auch die kaiserliche Familie und das Berliner Bürgertum begeisterte (Wilke, 2009). Die Urania konnte sich als

erste Gesellschaft im Besitz zweier Phonographen rühmen, „die eine besondere Anziehungskraft im akustischen Kabinett [...] ausübten“. (Schwahn, 1913, S. 17; ausführlich vgl. Meyer, 1890, S. 131ff) Das lag unter anderem daran, dass die Urania für circa ein Vierteljahr als einzige Gesellschaft in Berlin einen Phonographen besaß, diesen öffentlich ausstellte und zugänglich machte. Der Phonograph war mit einem Aufpreis von 20 Pfennig pro Person nutzbar, allerdings (ähnlich wie das sich ebenfalls in der Rotunde befindliche elektrophonische Klavier) täglich nur in der Zeit von fünf bis sechs Uhr. Damit verbanden sich praktische Probleme, denn wie auf der Plattform der Sternwarte konnte hier stets nur eine begrenzte Anzahl an Zuhörern in den akustischen Genuss kommen. Aufgrund der wenigen anschließbaren Hörschläuche war die Hörerzahl begrenzt. Um „einen ruhigen Genuss des wunderbaren Instruments zu gewähren“, hatte die Urania „besondere sogenannte phonographisch-telephonische Musikaufführungen an bestimmten Abenden gegen erhöhten Eintrittspreis eingerichtet“. (Meyer, 1890, S. 238) Noch ehe die Ethnologie an den Phonographen als wissenschaftliches Instrument

denken konnte, dachte man „in der That an die Anlage einer Art phonographischen Archivs für interessante Musikwerke oder für Sprachaufnahmen“ (ebd.)

Der 1892 veröffentlichte *Illustrierte Leitfaden* gab eine zeitliche Orientierung für den Besuch der Urania, wenn man beispielsweise in den Genuss einer Opernübertragung per Telefon kommen wollte (Meyer, 1892, S. 6), denn auch dies gehörte zum Programm der Urania, zumindest zeitgleich für jeweils zwölf Hörer. Vom Königlichen Opernhaus übertrugen zwei Mikrofone, die rechts und links der Bühne aufgestellt waren, den Ton der Vorstellung mittels vier Drähten direkt in die Urania, wo sie

„durch 12 Hörtelephone in solcher Weise [geleitet wurden], daß man mit dem rechten Ohre die auf der rechten, mit dem linken die auf der linken Seite der Bühne erzeugten Töne hört.“ (ebd., S. 135)

Bemerkenswert ist hier also nicht nur die stereophone Übertragungstechnik, sondern die technische Umsetzung eines räumlichen Hörens, das einen natürlichen Höreindruck reproduzieren sollte. Über die Übertragungsqualität lässt sich ohne Frage streiten und dass diese keinesfalls optimal war – auch die Mikrofontechnik stand noch am Anfang ihrer Entwicklung – zeigt auch der anschließende Satz des Leitfadens: „Textbücher, deren Gebrauch sehr zu empfehlen ist, stehen unentgeltlich zur Verfügung.“ (ebd.)

Die durchaus gemachte und artikulierte Enttäuschung von Besuchern über die Himmelsbeobachtungen reflektierte die Urania (vgl. mit Bezug auf Meyer, Becker, 2011, S. 288f). Einen Ausweg bot die Photographie, denn sie ermöglichte eine umfassende Dokumentation der Himmelsbewegungen und diese ließen sich wiederum narrativ konzentrieren und aufmerksamkeitsökonomisch lenken. Eigens dafür wurde ein Fotoarchiv mit mehr als 700 Bildern geschaffen, das den Besuchern in einem Raum neben der Sternwarte den Himmel über Berlin erklärbar machte. Bei schlechter Sicht wick man auf die Photographien aus. Über die Photographie hinaus waren Bewegungs- sowie Farbphotographie Themen und fanden in vielen Vorträgen nicht nur als illustrierendes Beiwerk Anwendung. Sie waren durchaus ein eigener Vortragsgegenstand, der sich in der Zeitschrift wiederfand (vgl. zusammenfassend Schwahn 1913, S. 38.). Edward

Muybridge selbst war ein referierender Gast der Urania. Als einen attraktiven und lohnenswerten Nebenzweig der Photographie begriff die Urania recht früh die Kinematographie, die sie „für die Zwecke des Unterrichts und der Jugendbildung“ integrieren wollte, um in erster Linie dem „Mißbrauch dieser an sich so schönen Erfindung“ als einer „ernsten Gefahr“ vorzubeugen und um „den an sich höchst schätzenswerten Kinematographen in den Dienst gesunder Unterhaltung und Belehrung zu stellen“ (ebd.). Neben diesem pädagogischen Impetus nutzte die Urania die Kinematographie tatsächlich zu Filmvorführungen, insbesondere aus dem Bereich des Tierlebens sowie aus dem Bereich der Hygiene zur Verhütung und Bekämpfung von Krankheiten. Einen ausgewiesenen Schau- und Attraktionswert hatte die umfangreiche Beleuchtung und die damit zusammenhängende umfassende Elektrifizierung aller Bereiche und Abteilungen, die der *Illustrierte Leitfaden* als „Kraftquellen“ detailliert beschrieb (Meyer, 1892, S. 164f).

## Das wissenschaftliche Theater

Die wenigen bisher vorliegenden Darstellungen zur Urania stellen das wissenschaftliche Theater als „Markenkern“ heraus, ein Umstand, den die Urania in ihren eigenen Darstellungen beförderte (vgl. die präzisen Ausführungen bei Becker 2011). Unbestritten handelte es sich hierbei um ein bemerkenswertes und stark nachgefragtes Novum. In den ersten zwanzig Jahren besuchen bis zu 220.000 Besucher bis zu jährlich 800 stattfindende Vorträge. Den Hauptteil – im Vergleich zu den im Hörsaal angebotenen wissenschaftlichen Vorträgen – nehmen die Vorträge im Theatersaal im Verhältnis von bis zu 5:1 ein. Dennoch ist dieses Phänomen nicht über die reine Quantität sondern nur in seiner spezifischen Qualität und Anordnung zu begreifen. Es wird nicht einfach nur die Struktur des bürgerlichen Theaters übernommen, sondern Naturwissenschaft präsentiert sich nun auf der Bühne in einem festgesteckten Zeitrahmen, der seine innere Dramaturgie keinesfalls kaschiert (vgl. hierzu Leonhard, 2007, S. 88). Der die Bilderlandschaft begleitende Vortragstext kommt von der seitlich positionierten Kanzel. Der Redner figuriert als übergeordneter Erzähler aus dem Off. Text und Bild produzieren konvergierende Perspektiven und gehen dabei in der Wahrnehmung des Besuchers eine Verbindung ein. Wilhelm Meyer startet mit seinen gestalteten Vorträgen in Berlin nicht bei Null. Bereits 1884 inszenierte er in Wien erfolgreich

Schauvorträge *Von der Erde bis zum Mond* und die *Geschichte der Urwelt*. In Berlin inszeniert er wesentlich umfassender eine auf Reproduktion und mit ästhetischen Effekten versehene „künstliche Naturwelt“ (Daum, 1998, S. 180):

*„Sonnen- und Mondfinsternisse, Sternschnuppenschauer, riesige Kometen [...] ziehen hier, [...] inmitten malerischer Landschaften des Erdballs am Auge des Betrachters vorüber und erwecken die Begier, diese angestauten Erscheinungen [...] in ihrer natürlichen Entstehung begreifen zu lernen. Begleitende Vorträge, denen diese dekorativen Darstellungen als glanzvolle Illustration von plastisch natürlichster Wirkung beigegeben werden, geben eine erste noch völlig skizzenhafte Andeutung zur Erklärung der mit dem Auge des wissenschaftlich durchgebildeten Künstlers gesehenen Naturereignisse.“*  
(Meyer, 1889, S. 279)

Deutlich wird hier die Betonung des Natürlichen in der Darstellung und Inszenierung, die deckungsgleich mit der Natur sein sollte. Als charakteristische Merkmale des wissenschaftlichen Theaters nennt Kristin Becker die „Verbindung von Naturwissenschaft und theatraler Repräsentation“, den „gesteigerten Einsatz von Effekten, Bühnentechnologie und Elektrizität“ sowie das „Bekenntnis zu Visualität, Illusion, Unterhaltung und Spektakel“ (Becker, 2011, S. 284). Deutlich wird dies in den detaillierten Beschreibungen der Urania-Hauptakteure, die die „Wunder des Himmels [...] in möglichst naturgetreuen und eindrucksvollen Nachbildungen mit Hilfe mächtiger Lichtwirkungen“ (Meyer, zit. nach Ebel & Lührs, 1988, S. 22) schildern und dabei neben der Unabhängigkeit von der Tageszeit die Vorträge betonen:

*„[K]urz alles Schöne und Sehenswerthe, das der weite Himmel bietet, stellt sich hier der bequemen Beschauung zu jeder Tageszeit dar. Erläuternde Vorträge begleiten die Darstellungen, welche, etwa jedes Mal eine halbe Stunde in Anspruch nehmend, von Stunde zu Stunde wiederholt werden, während die vorzuführenden Objekte je nach Jahreszeit derart wechseln, daß vorzugsweise diejenigen in Nachbildungen gezeigt werden, die abends am Himmel sichtbar sind.“*  
(ebd.)

Das Publikum hat durch den frühzeitig propagierten Anspruch der Urania eine Erwartungshaltung, die prospektiv das (Bildungs-)Erlebnis disziplinierend präfiguriert, das eigene Wissens-

niveau profiliert sowie den erhofften Distinktionsgewinn mit trägt. Und bei alledem steht die Unterhaltung keinesfalls im Hintergrund. Das Theater war auch außerhalb der Vorträge am Tage zugänglich, „wo auf stets offener Bühne ein Diorama ausgestellt ist, das irgend eine interessante Natur-Szenerie darstellt“:

*„Von Zeit zu Zeit, [...] wechseln diese durch die Kunst der Dekorationsmalerei hervorgebrachten, von wissenschaftlicher Seite inspirierten Darstellungen: einmal eine Polar-Landschaft, [...] oder endlich eine vorsinthflutliche Landschaft mag den Beschauern ein Phantasie-Gebilde von der eigenartigen Natur-Entwicklung längst verflossener Schöpfungs-Perioden geben.“*  
(ebd., S. 23.)

Gleichwohl sind die dekorativen Vorträge – trotz des Erfolgs beim Publikum – innerhalb der Urania nicht ohne Kritik. Es kommt zwischen Foerster und Meyer zu widerstreitenden Ansichten zur populären Wissensdarstellung, zumal die Inszenierungen das Budget über Gebühr strapazieren (ebd. S. 23ff). Meyer formuliert das im Rückblick in seinen Erinnerungen. Er kann dabei die Verbitterung über den intellektuellen Widerstreit kaum verbergen. Zugleich macht er auf ein noch heute aktuelles Problem bei der Popularisierung, der Kommunikation und Mediatisierung von Wissenschaft aufmerksam:

*„Ein populärwissenschaftlicher Vortrag? Nein, der ist immer noch zu lehrreich, er will nur zum Verstande sprechen; die sogenannten populären Vorträge waren in gerechten Mißkredit beim Publikum gekommen. Der Drang zur Belehrung auch in dieser Form war zwar sehr groß gewesen, aber es hatten sich in Deutschland meist Unberufene daran gemacht, ihn zu befriedigen. [...] Es gibt in der ganzen Welt keinen schlechteren Vortragenden als den deutschen Gelehrten, und das hat seinen Grund in der vorzüglichen Eigenschaft desselben: der unbedingten Gründlichkeit. Gründlichkeit und Langeweile sind aber zwei nahe Verwandte. Von einer gelehrten Abhandlung, die die Wissenschaft fördern soll, verlangt man ja nicht, daß sie auch interessant zu lesen sei, obgleich dies auch nicht schaden kann“*  
(Meyer, 1908, 74 f)

## Fazit

Bei jeder Präsentation von Wissen geht es nicht nur um die kommunikative Konstruktion und die epochal verschiedenen Formen der Erfah-



rung, die damit verknüpft sind, sondern auch um die mit der Konstruktion verbundenen Bereiche der Aneignung, Transformation, Erinnerung und Reflexion von Wissen. Insbesondere die Erfahrung und die Erinnerung von Wissen lassen sich stark von der narrativen Struktur leiten. Begreift man das Angebot der Urania lediglich als eines von vielen Unterhaltungsangeboten am Ende des 19. Jahrhunderts, so wird man weder dem Anspruch der Gesellschaft gerecht, noch begreift man die Tragweite dessen, was sich über die Urania formierte. Es zeigt sich in der Präsentation und Aneignung naturwissenschaftlichen Wissens in einem neuen Kontext die Konvergenz von bereits existenten Medien, Unterhaltungsformaten und dem selbstständigen Experimentieren. Diese Konvergenz manifestiert sich im engen Zusammenhang mit einem sich formierenden Bildungsgedanken. Ein solcher naturwissenschaftlich geprägter Erlebniszusammenhang festigte sich durch einen experimentell verankerten Erfahrungszusammenhang. Im Weiteren wurde dies durch die Veröffentlichungen der Monatszeitschrift *Himmel und Erde* nicht nur reproduzierbar und damit erinnerbar, sondern auch reflektierbar gemacht. Die drei genannten Bereiche vereinte die Urania bedeutungsgenerierend an einem Ort. Begreift man nun dieses Ensemble als ein Ensemble spezifischer Medientechniken, so lässt sich daraus schlussfolgern, dass dies nicht nur die Wahrnehmung von Zeit und Raum beeinflusst, sondern eben auch Zeit und Raum selbst. Nicht nur die Schemata des Wissens, der Weltwahrnehmung und der Erfahrung werden durch Medientechniken konfiguriert, sondern sie haben im Anschluss Marcus

**Und so geht es, mit Blick auf die hier beschriebenen kommunikativen und medialen Zusammenhänge, um Artikulations- und Partizipationsmöglichkeiten nicht nur der Urania-Gesellschaft, sondern auch um die der (Natur-)Wissenschaft allgemein.**

S. Kleiner „eine konstitutiv *informierende* Bedeutung“ (2006, S. 94. Herv. i. O.). Und so geht es, mit Blick auf die hier beschriebenen kommunikativen und medialen Zusammenhänge, um Artikulations- und Partizipationsmöglichkeiten nicht nur der Urania-Gesellschaft, sondern auch um die der (Natur-)Wissenschaft allgemein. Denn der gesellschaftliche Wandel zeigt sich unter anderem in der breiten Akzeptanz der Urania, die sich nicht nur auf die erfolgreiche Nachfrage der Bildungs- und Unterhaltungsangebote durch das Publikum reduzieren lassen, sondern ebenso ein Sozialprestige durch den Besuch des Kaisers und der kaiserlichen Familie für sich reklamieren. Ebenso zeigt sich durch prominente Unterstützer wie Werner von Siemens eine wirtschaftliche Akzeptanz, die neben der Vergesellschaftung von Wissenschaft auch eine Kommerzialisierung wissenschaftlichen Wissens in den Handlungshorizont einbringt. Und wenn es der Urania darum geht, „niemals Hypothetisches und Fragliches als Wirkliches und Tatsächliches der Anschauung darzubieten“ (Meyer, zit. nach Ebel, Lührs, 1988, S. 23), dann sucht sie auch die Akzeptanz der Naturwissenschaft, die sich bis auf wenige Ausnahmen wie Helmholtz oder Du Bois-Reymond einer solchen Popularisierung gegenüber eher zurückhaltend verhielt. So bleibt die Wahrhaftigkeit oder der „Wille zur Wahrheit“ (Michel Foucault) innerhalb einer sich kommerzialisierenden Vergesellschaftung der Wissenschaften im System der industriellen Produktion stets auch Referenzpunkt, der ein Bildungsangebot nicht nur ermöglichen, sondern institutionell verankern will und kann.

## Bibliographie:

- Becker, K. (2011). „Welt von Wundern“. Die Berliner Urania um 1900. In: Becker, T., Littmann, A. & Niedbalski, J. (Hg.), *Die tausend Freuden der Metropole*. Vergnügungskultur um 1900. Bielefeld, S. 283-302.
- Daum, A. W. (1998). *Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert*. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit, 1848–1914. München, Oldenburg.
- Ebel, G. & Lührs, O. (1988). URANIA – eine Idee, eine Bewegung, eine Institution wird 100 Jahre alt! In: *URANIA Berlin e.V.* (Hg.), 100 Jahre URANIA Berlin. Festschrift. Berlin, S. 15-74.
- Foerster, W. (1888). Ueber die Ziele der Popularisierung der Naturwissenschaften im Hinblick auf die Zeitschrift „Himmel und Erde“. In: *Himmel und Erde*. Populäre illustrierte Monatsschrift. 1 (1), S. 18-30.
- Golscher, C. (Hg.) (2000). *Wissenschaft und Öffentlichkeit in Berlin 1870–1930*. Stuttgart.
- Hess, H. (1969). *Die Geschichte der Urania-Gesellschaft Urania zu Berlin und die Widerspiegelung der wissenschaftlich-technischen Entwicklung*. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte und zur Organisation der Popularisierung wissenschaftlich-technischer Erkenntnisse. Diss. Greifswald.
- Kleiner, M. S. (2006). *Medien-Heterotopien*. Diskursräume einer gesellschaftskritischen Medientheorie. Bielefeld.
- Leonhard, N. (2007). *Piktoral-Dramaturgie*. Visuelle Kultur und Theater im 19. Jahrhundert (1869–1899). Bielefeld.
- Meyer, M. W. (Hg.) (1892). *Illustrierter Leitfaden der Astronomie, Physik und Mikroskopie in Form eines Führers durch die Urania zu Berlin*. Sammlung populärer Schriften, 12. Berlin.
- Meyer, M. W. (1888). Die Veranstaltungen der Urania. In: *Himmel und Erde*. Populäre illustrierte Monatsschrift. 1 (1), S. 31-39.
- Meyer, M. W. (1889). Die Urania nach ihrer Fertigstellung. In: *Himmel und Erde*. Populäre illustrierte Monatsschrift. 2 (1), S. 226-238, S. 269-86.
- McGuigan, J. (2005). The cultural public sphere. In: *European Journal of Cultural Studies*. 4 (8), S. 427-443.
- Nipperdey, Th. (1990). *Deutsche Geschichte 1966–1914*. Bd. I Arbeitswelt und Bürgergeist. München.
- Schwahn, P. (1913). *Denkschrift zum 25jährigen Bestehen der Gesellschaft Urania in Berlin (1888–1913)*. Berlin.
- Tschopp, S. S. (2004). Popularisierung gelehrten Wissens im 18. Jahrhundert. Institutionen und Medien. In: Dülmen, R. v. & Rauschenbach, S. (Hg.), *Macht des Wissens*. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft. Köln, S. 469-490.
- Urania (2013). *125 Jahre Urania Berlin e.V.* Trailer zum 125-jährigen Jubiläum. Abgerufen von <http://www.uraniamuseum.de/jubilaeum/trailer>, Zugriff am 05.08.2013.
- Wilke, T. (2010). Der Ton läuft – Zur historischen Echtzeitspeicherung und ihrer Reproduzierbarkeit. In: Buck, M., Hartling, F. & Pfau, S. (Hg.), *Randgänge der Mediengeschichte*. Wiesbaden. S. 191-204.
- Wolfschmidt, G. (Hg.) (2002). *Popularisierung der Naturwissenschaften*. Berlin.

### Thomas WILKE

Dr., studierte von 1996–2003 Medien- und Kommunikationswissenschaften, Geschichte, Philosophie und Germanistik an der Martin-Luther-Universität (MLU) Halle und in Lille, Frankreich. 2004 bis 2008 Mitarbeiter im DFG-Projekt Programmggeschichte des DDR-Fernsehens. 2008 Dissertation über DJs und Diskotheken in der DDR an der MLU Halle, bis 2013 im Fachbereich Medien- und Kommunikationswissenschaften wissenschaftlicher Mitarbeiter, seitdem akademischer Rat am Institut für Medienwissenschaft der Universität Tübingen. Forschungsgegenstände sind schwerpunktmäßig auditive und populäre Medienkulturen, Radioästhetik, Medienanthropologie und Wissenskulturen sowie Medien- und Kommunikationsgeschichte des 19. Jh. Interessensgebiete sind Mashups, Film- und -Sound, Performativitäts- und Dispositivforschungen, Alter(n) in Medien. Mit-herausgeber und Redakteur der Online-Zeitschrift *Rock and Pop in the Movies* und *SPIEL*.



# „Laien, Praktiker, nicht nur Wissenschaftler theoretisieren“

Der Beitrag der modernen Wissensgesellschaft zum Entstehungszusammenhang und Verwissenschaftlichungsprozess der Zeitungskunde

Erik Koenen

Institut für historische Publizistik, Kommunikations- und Medienwissenschaft, Universität Bremen

## Abstract

Der Beitrag geht der bislang kaum erforschten und erörterten Fach- und Theorietradition der zeitungskundlichen Praktikergelehrten nach. Mit der Leitfrage nach der Eigenlogik der wechselseitigen Verflechtung der ursprünglich voneinander geschiedenen gesellschaftlichen Struktur- und Wissensbereiche von Journalismus und Presse einerseits, Wissenschaft andererseits wird eine historische Wurzel des noch heute kontrovers diskutierten Wissenstransfers zwischen Kommunikations- und Medienwissenschaft und Medienpraxis freigelegt. Inhalt und Ziele sind: ausgehend vom Konzept der *historisierten Wissensgesellschaft* (1) den Entstehungszusammenhang und Verwissenschaftlichungsprozess des Fachs Zeitungskunde neu zu interpretieren sowie (2) für die zur Diskussion stehende Tradition der zeitungskundlich wirkenden Praktiker die Spezifik ihres Wissenschaftsverständnisses zu eruieren, wie es originär aus dem Wechselspiel von praktischen Sichten, professionellem Erfahrungswissen und zeitungskundlich-wissenschaftlicher Reflexion resultierte.

## Problemorientierung

„Laien, Praktiker, nicht nur Wissenschaftler theoretisieren“, mit diesem Satz hat Manfred Rühl (2000, S. 66) drei aus der Rolle des theoretisierenden Individuums resultierende, qualitativ unterschiedliche Erkenntnisstandpunkte unterschieden, um die Journalismustheorien zu emergieren. Damit weist er nachdrücklich darauf hin,

*„dass Theorien nicht das Privileg von Wissenschaftlern sind: Auch Laien und Praktiker operieren mit Theorien – die sich freilich von denen der Sozialwissenschaftler erheblich unterscheiden.“*

(Löffelholz & Quandt, 2000, S. 62)

Von dieser Warte aus ist aus fachhistorischer Sicht festzuhalten, dass es unter den Vertretern der Gründerphase des Mutterfachs der heutigen Kommunikations- und Medienwissenschaft, der Zeitungskunde, einen hervorstechenden gemeinsamen Nenner gab. Ein Großteil derer, die das Forschungsfeld *Journalismus, Presse, Öffentlichkeit* für sich entdeckten und in der Folge wissenschaft-

licher Erkenntnis zugänglich machen, wechselten entweder direkt vom journalistischen Beruf in die Wissenschaft oder hatten zumindest Erfahrungen in diesem Metier im Gepäck. Folgerichtig hat Kurt Koszyk die „enge Verbindung mit der Pressepraxis, wie sie bei Erich Everth und Emil Dovifat durch ihre berufliche Tätigkeit gegeben war“, als ein wesentliches Strukturmerkmal in der Konstituierungsphase dieser neuen Disziplin bezeichnet:

*„Überschaut man die erste Generation der Lehrenden des neuen Faches Zeitungswissenschaft, [...], so lässt sich zusammenfassend sagen, dass es sich z.T. um Persönlichkeiten im fortgeschrittenen Alter handelte, die entweder aus der publizistischen Praxis kamen oder sich in anderen Disziplinen wissenschaftlich qualifiziert hatten.“*

(Koszyk, 1997, S. 31, 35)

Unter anderem Karl Bücher, Heinrich Bause, Leo Benario, Wilhelm Kapp oder Martin Mohr bestärken die These, dass im Konnex zwischen beruflichen Kommunikator-Erfahrungen und der reflexiven, genuin zeitungskundlichen Verwis-

senschaftlichung solcher Praxis-Erfahrungen eine originäre, aber bislang disziplingeschichtlich nicht systematisch erörterte, intellektuelle Wurzel des Fachs zu vermuten ist. Weiter genährt wird diese Vermutung noch durch eine zeitgenössisch recht prominente Stellungnahme. Der gerade schon erwähnte Erich Everth, Inhaber des ersten ordentlichen Lehrstuhls für Zeitungskunde an der Universität Leipzig, fühlte sich in diesem Sinne ausdrücklich „einer zweiten Phase in der Entwicklung der Zeitungskunde zur Wissenschaft“ zugehörig, die sich durch den entscheidenden Schritt vom bloßen „Beschreiben“ und „Sammlen“ zeitungskundlich interessanten „Materials“ hin zur theoretisch-praktischen Durchdringung des Wechselspiels von *Journalismus*, *Presse* und *Öffentlichkeit* auszeichnete. In deren Verlauf würden die „ersten Wegbereiter“ dieser Disziplin vor allem von „theoretisch geschulten Praktikern“ abgelöst, die „für manche der nun zu lösenden Aufgaben den Stoff in ihrer Erinnerung bei sich tragen, da er ihnen aus langer Erfahrung gegenwärtig ist.“ (Everth, 1927b, S. 50)

Sich als Praktiker auf der Grundlage professionellen Erfahrungswissens ein originäres wissenschaftliches Feld zu erschließen – wissenschaftsprogrammatisch bewegten sich die Zeitungskundler damit ganz auf der Höhe der Zeit – vertraten sie doch als zumeist akademische Quereinsteiger den Forschertypus des *Fachmenschen* (Max Weber), wie er in den Jahrzehnten um 1900 in der Wissenskultur Platz griff. Noch ein Grund mehr, um dieser wenig erforschten Fach- und Theorietradition nachzugehen. Mit der Leitfrage nach der Eigenlogik der wechselseitigen Verflechtung der zunächst weitestgehend voneinander geschiedenen gesellschaftlichen Struktur- und Wissensbereiche von Journalismus und Presse einerseits, Wissenschaft andererseits soll so zugleich eine historische Wurzel des noch heute heiß und kontrovers diskutierten „Wissenstransfers von kommunikationswissenschaftlicher Forschung zur Medienpraxis“ (Meier, 2011, S. 67) freigelegt werden.

## Kontext: Konzept „historisierte Wissensgesellschaft“

Der Wissenstransfer informell reproduzierten Erfahrungs- und Sachwissens, wissenschaftsferner Expertise und professionell skills der um 1900 so zahlreich boomenden, hochinnovativen neuen Wissensfelder in wissenschaftskompatibles

und universitär handhab- und vermittelbares Disziplinenwissen war vor dem Hintergrund des „Heraufziehens der Moderne“ (Ullmann, 1995, S. 173) ein so großer Impuls für einen stürmischen „Strukturwandel der Wissenschaften“ (Kroll, 2003, S. 60), dass in den wissenschaftshistorischen und -soziologischen Debatten heutiger Tage in diesem Zusammenhang sogar die Ursprünge der modernen Wissensgesellschaft vermutet werden:

*„Vollständige Erfassung der heranwachsenden Generationen durch Schulen und Hochschulen; sehr hohe Akademikerquote; meritokratische Kopplung von Bildungsabschlüssen und Berufszugang, Etablierung von immer neuen Expertenkulturen; rasanter wissenschaftlicher Fortschritt [...] etc.“*  
(Lundgreen, 1994, S. 678)

sind langfristige Teilprozesse im gesellschaftlichen Wandel hin zur Wissensgesellschaft unserer Zeit.

Prominent hat seinerzeit Max Weber einen, nun explizit diesen Strukturwandel in den Wissenschaften tragenden und vorantreibenden, neuen Forschertypus ausgemacht: den *Fachmenschen*. In ihm bündelte er zugleich die Charakteristika im damaligen Wandel der Wissenschaft zum „*fachlich* betriebenen ‚Beruf‘“: fachlich exklusive Arbeitsteilung, Erkenntnisgewinne vor allem kleiner bzw. mittlerer Reichweite, Interdisziplinarität und Professionalisierung der Wissenschaftlerrolle (Weber, 1991, S. 244f, 268).

Mit diesen von Weber erkannten Trends im damaligen Wissenschaftswandel geraten noch viel weitreichendere „institutionelle Veränderungen der deutschen Wissenschaftslandschaft an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert“ in den Blick, wenn man sie, einem Vorschlag von Margit Szöllösi-Janze folgend, „als Ausdruck des Übergangs von der Industriegesellschaft zur vorrangig informationsbasierten Gesellschaft“, kurzum: zur „Wissensgesellschaft“ interpretiert und liest (Szöllösi-Janze, 2002, S. 60). Im Mittelpunkt dieser innovativen wissenssoziologischen Lesart der Ersten Moderne steht die These, dass die Entwicklung moderner Gesellschaften in einer Vielzahl genuiner Verwissenschaftlichungsprozesse gründet, womit

*„die besondere Rolle wissenschaftlichen Wissens in einer fortgeschrittenen Gesellschaftsformation, in der alle Funktionsbereiche wissensab-*

*hängig und auf die stete Produktion von neuen Wissen angewiesen sind“*  
(Szöllösi-Janze, 2004, S. 279)

zum wissenschaftshistorischen Erkenntnisproblem wird. Verwissenschaftlichtes Wissen wird „zur treibenden Kraft gesellschaftlichen Wandels“. Es entstehen „strukturell neuartige Leistungsbeziehungen zu Politik, Wirtschaft und Kultur“. Neue Wissensakteure kommen zum Zuge, „deren Funktion und sozialer Einfluss auf Wissen beruht“, das noch nicht verwissenschaftlicht ist. „Mehrere, nebeneinander existierende und auch miteinander konkurrierende Formen wissenschaftlichen wie nichtwissenschaftlichen Wissens“ bilden sich heraus. Wissenschaft bleibt zwar „die wichtigste, nicht aber unbedingt die einzige Quelle gesellschaftlich relevanten Wissens“. (ebd., S. 279f)

Disziplin- und wissenschaftshistorisch erweitert sich mit der Einsicht, dass Wissen seit dem Start in die Moderne „in wachsendem Maße an allen möglichen Orten hergestellt wird“, der Fokus der Forschung

*„auf zahlreiche neue Themenfelder, nämlich im weitesten Sinne auf alle Diskurse, Vorkehrungen und Maßnahmen, die eine Gesellschaft trifft, um Wissen zu produzieren, zu reproduzieren und zu vermitteln.“*  
(ebd., S. 281f)

So kann man (1) „die Verwissenschaftlichung ganzer Berufsfelder und die Entstehung einer Vielzahl wissensbasierter Berufe nennen, in deren Professionalisierungsstrategien der Wissenschaftsbezug eine wichtige Rolle spielt“; (2) die Felder und Orte, wo neues Wissen anfällt und entsteht; (3) die Experten und Praktiker, „die vorhandenes Wissen reproduzieren“ und es „einer nachfragenden Klientel [...] überhaupt erst verfügbar machen“, und neben die Wissenschaftler rücken, die traditionell „neues Wissen produzieren“; (4) schließlich die aus all dem resultierende „Neubestimmung der Position der Universität“, die ja bislang das Privileg von Wissensproduktion für sich behauptete (ebd., S. 282, 292).

In der Tat waren Hochschulen und Wissenschaftspolitik besonders gefordert, darauf zu reagieren, dass sich die wissenschaftsexternen „Räume des Wissens“, in denen sich „gesellschafts- und interessengesteuert“ (ebd., S. 60) neues relevantes Wissen anlagerte, so immens wie rasant vervielfältigten. Dieser epochale Strukturwandel der Verwissenschaftlichung der Gesellschaft erstreckte sich weit hinein in hochmoderne, aber eben auch alte, sich modernisierende Professions- und Wissensfelder, die bis dato noch eher semiprofessionell, weitgehend wissenschaftsfrei oder wissenschaftsfern und vor allem durch informelle Reproduktion von Erfahrungswissen bestimmt waren. Hochschulen und Politik mussten nach Wegen suchen, um die formelle Vermittlung dieses Praxiswissens in die etablierten Strukturen akademischer Wissensvermittlung zu integrieren.

**In der Tat waren Hochschulen und Wissenschaftspolitik besonders gefordert, darauf zu reagieren, dass sich die wissenschaftsexternen „Räume des Wissens“, in denen sich „gesellschafts- und interessengesteuert“ neues relevantes Wissen anlagerte, so immens wie rasant vervielfältigten.**

Für die traditionsreiche Kerninstitution von Wissenschaft, die Universität, standen mit diesem Prozess nicht bloß einschneidende disziplinäre Veränderungen auf der Tagesordnung, um der Fülle neuer Fächer, die die „sukzessive Umstellung von Erfahrungswissen auf wissenschaftliches Wissen“ leisteten, organisatorisch Herr zu werden, sondern zugleich

folgeschwere Verschiebungen im universitären Normengefüge. Um überhaupt über qualifiziertes Lehrpersonal für diese neuen Fächer zu verfügen, musste man in das „in sich geschlossene System der Rückkopplung von Disziplinbildung und Rekrutierung, getragen von der internen Dynamik des Forschungsimperativs“ (Lundgreen, 2002, S. 685), eingreifen. Nicht jeder der für die Erschließung und Vermittlung der neuen Wissensvielfalt in Frage kommenden Experten brachte die erforderlichen Bildungspatente mit, um die akademische Lehrbefugnis zu bekommen. Damit führten diese Spezialisten ein neues akademisches Selbstverständnis in die Hochschulen ein, das sich von dem ihrer herkömmlich sozialisierten Universitätskollegen vor allem durch ein anwendungsbezogenes tertiäres Verhältnis von Forschung, Theorie und Praxis unterschied. Konflikte um lange gewachsene Vorrechte und die wissenschaftliche Legitimation neuer Fächer und Gegenstände wa-

ren da vorprogrammiert. Schließlich steuerten die Neuen ja quasi die

*„Nachfrage nach wissenschaftlicher Expertise selbst [...], indem sie gesellschaftliche Probleme und Konfliktfelder mitdefinieren, um dann zu versprechen, sie mit Hilfe ihrer spezifischen Kenntnisse zu lösen.“*

(Szöllösi-Janze, 2002, S. 74)

Viel wissen wir über diese Fachmänner, Experten, Praktiker oder Spezialisten, die hier in der Wissenschaftslandschaft auftauchen, noch nicht. Jonathan Harwood hat wichtige Fragen zum Rollenselbstverständnis dieses Forschertypus gestellt, die zumindest weitere disziplinenbezogene Forschungen anleiten können: „Musste man z.B. Allgemeinbildung besitzen, um als Wissenschaftler zu gelten?“ Wie wichtig waren z.B. breite Fachkenntnisse im Vergleich zu Spezialkenntnissen? „Und was war die Werterelation zwischen reiner und angewandter Wissenschaft?“ (2002, S. 162) Welches Bild lässt von der Zeitungskunde in diesem Zusammenhang zeichnen?

## Von der akademischen Berufsbildung zur Wissenschaft: Verwissenschaftlichung der Zeitungskunde

### Akademische Berufsbildung von Presseleuten: Gesellschaftlicher Bedarf, ...

Schon die ersten Hinweise sprechen für eine gewinnbringende Neuinterpretation des Entstehungszusammenhangs und Verwissenschaftlichungsprozesses der Zeitungskunde vor dem skizzierten wissenschaftshistorischen Epochenumbruch. Die Anstöße zur Formierung eines solchen Fachs um 1900 fielen zeitlich mit der „formativen Periode“ der Wissensgesellschaft und ihrem ersten Schub der „Verwissenschaftlichung von Praxis“ zusammen (Lundgreen, 2002, S. 685). So stand die pragmatische Frage der Möglichkeiten hochschulgebundener Berufsbildungsmöglichkeiten für Presseleute, ihrer „Professionalisierung durch akademische Ausbildung“ (Kutsch, 2010) von Beginn an mit ganz oben auf der disziplinären Selbstfindungsagenda, wobei für die Forderung nach der Einrichtung zeitungskundlicher Studienprogramme wiederum zwei Momente eines gravierenden medialen Wandel stimulierend wirkten, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzte: (1) der Prozess

der „Entfesselung“ der Massenpresse und (2) der damit korrespondierende Bedarf an stetig immer mehr Fachkräften für dieses neue Berufsfeld Journalismus und Presse (Wilke, 2000, S. 252ff, 291ff).

### ... die Idee ...

Karl Bücher gilt als der Vorreiter in den zeitgenössischen Diskussionen um die „Konturen des Studiums der Zeitungskunde“ (Fischer & Minte, 1981, S. 99). Jüngst war es Arnulf Kutsch, der Büchers diesbezügliche Vorschläge in den weiteren Kontext von dessen Reformbemühungen um berufsbezogene Studiengänge an Universitäten überhaupt gerückt hat. Kutsch betont, dass es für Bücher größte wissenschaftspolitische „Herausforderungen [waren], die sich durch den gesellschaftlichen Wandel für eine Modernisierung der akademischen Lehre ergaben“, und in diesem Sinne generell von der Universität forderte,

*„die Studienangebote stärker an einer fachwissenschaftlichen Ausbildung für solche Berufe zu orientieren, die sich im Prozess der gesellschaftlichen Differenzierung im öffentlichen wie privaten Dienstleistungssektor herausgebildet hatten [...]. Exemplarisch [...] nannte er den Journalismus, da dieser ‚eine der wichtigsten Funktionen unseres sozialen Lebens‘ bilde.“*

(Kutsch, 2010, S. 431)

Büchers Plan zur „praktischen Lösung der Aufgabe“ (Bücher, 1981a, S. 96) ging einerseits dahin, eine im Sinne der grundlegenden „wissenschaftlichen Ausbildung von Journalisten“ „zweckmäßige Verbindung“ (Bücher, 1981b, S. 101f) der vorhandenen disziplinären Ressourcen herzustellen. Zum anderen schlug er als berufsspezifische Komponente vor, von Praktikern geleitete, besondere Fachkurse einzurichten, weil, so seine Begründung,

*„bei dem raschen Wechsel der Zeitungstechnik nur Personen, welche aus unmittelbarer täglicher Erfahrung schöpfen, instande sind, beruflich Brauchbares zu lehren“*  
(*ebd.*, S. 102).

Parallel zur „neueren Entwicklung des akademischen Unterrichts, die überall durch Institute, Laboratorien und Seminarien den Anschluss an das vielgestaltige Berufsleben sucht“, sah er diese Kurse als „eigene Laboratorien für Zeitungswesen“ (Bücher, 1981a, S. 93f). Kategorisch grenzte



er sich damit von Meinungen ab, die vornehmlich Begabung und Talent als oberste Eignungsprämisse zum Journalismus betrachteten:

*„Man braucht dem oft gehörten Satz, daß der Beruf des Journalisten angeboren sein müsse, nicht gerade mehr Bedeutung beizulegen, als er auf jedem anderen Gebiete beruflicher Geistesarbeit beanspruchen kann. Sicher ist, daß die reproduktive Tätigkeit, um die es sich vorzugsweise handelt, ihre erkennbaren Regeln hat und daß diese Regeln durch Übung und Unterweisung erlernt werden können.“*

(Bücher, 1981a., S. 94)

Klar,

*„die Praxis wird auch den so ausgebildeten Kräften noch mancherlei zu sagen haben; aber sie wird doch [mit der fachlichen Vorbildung] ein einigermaßen ihren Aufgaben gewachsenes Personal [...] vorfinden“.*

(Bücher, 1981a., S. 96)

Fasst man Büchers Überlegungen zusammen, so fußen diese darauf, dass er entgegen dem hochemotional und kontrovers geführten Diskurs um geborene Journalisten und irgendwie urgewaltige journalistische Instinkte die Journalistik als ein Berufsfeld sah, das prinzipiell wie jedes andere auch in seinen wesentlichen Grundzügen „zweckmäßig, direkt aufs Ziel gerichtet“ (1981b, S. 104) erlernt werden kann. Gegenüber einer immer mehr sich überholenden intramedialen Professionalisierung durch die eher vage, vorwiegend informelle Reproduktion von bloßen Erfahrungen und *professional skills* neben der täglichen Berufspraxis, war dieser moderne, über ein besonderes curriculares Studienangebot gangbare Weg in den Beruf jedenfalls nur vorzuziehen. Keineswegs jedoch ging es um eine Reglementierung oder gar eine Zertifizierung des Berufszugangs. Vielmehr war das zeitungskundliche Studium eine „Selektionsinstanz“ (Kutsch, 2010, S. 445), um so „manche Lebensumwege“ zu ersparen und den „wirklich Berufenen zu einer soliden, den Forderungen der Praxis angepaßten Berufsvorbereitung Gelegenheit“ (Bücher, 1981b, S. 104) zu bieten. Nach wie vor aber bleibe die Presse ein freier Beruf und wenn sich in ihm der

eine oder andere „talentvolle Mann“ wie seither auf eigene Faust durchsetze, „welcher Einsichtige wird ihn für die Zukunft ausschließen wollen?“ (ebd.)

## ... und die offene Frage der Wissenschaftlichkeit

Weitaus reservierter verhielt sich Bücher bei der Frage nach der Wissenschaftlichkeit der Zeitungskunde. „Man kann sich leicht denken, welchen Eindruck diese neue Wissenschaft im Kreise der alteingelebten Universitäten machen

mußte“, und so wollte er seine diesbezüglichen Überlegungen lediglich „als eine Übermittlung nützlicher Kenntnisse angesehen wissen, nicht als Eröffnung einer besonderen Wissenschaft.“ (ebd., S. 100f). Zugleich wusste er, dass die zwar reichhaltigen, doch weitgehend untereinander isolierten, historischen, kultur- und literaturgeschichtlichen, juristischen, soziologischen oder volkswirtschaftlichen Forschungsbemühungen um die

Presse nicht hinreichend waren und dass schon deswegen die Skepsis gegenüber einer disziplinären Verfestigung dieses nach Meinung vieler nur profanen Gebietes schwer auszuräumen war. Statt sich nun jedoch in solchen wenig einträglichen und kräftezehrenden Grundsatzdiskussionen zu verlieren, konzentrierte er sich lieber auf den gesellschaftlich nachgefragten Problemlösungsbedarf der Professionalisierung von Presseleuten und kehrte hierfür die Kompetenzen der Zeitungskunde hervor. Wohl wissend, dass der wissenschaftliche Status einer neuen akademischen Disziplin sowieso mit jedem Institutionalisierungserfolg weiter wächst, verwendete er zudem viel organisatorische Energie dafür, dann exemplarisch das Fach in Leipzig noch mit einem Set notwendiger weicher und harter fachpolitischer Errungenschaften zu versehen, die seine Zukunft insgesamt sichern sollten. Ein Lehrbuch, eine Schriftenreihe, die Einrichtung einer Assistenz, die erste Habilitation im Fach gehörten ebenso dazu wie das Promotionsrecht und die



Einrichtung des ersten ordentlichen Lehrstuhls für Zeitungskunde in Deutschland. Niemand anderes als der Inhaber dieser Professur, Erich Everth, fasste Büchers Leistung dahingehend zusammen, dass es auf lange Sicht nicht so wichtig war, „wie er Zeitungskunde trieb, sondern daß er sie trieb, und zwar gerade er, ein anerkannter, weithin angesehener Gelehrter“:

*„Er hat die Überzeugung propagiert, daß eine wirkliche Erkenntnis von der Zeitung nur durch ein besonderes Fach zu gewinnen sei. [...] Hat er also auch nicht die Wissenschaft von der Zeitung gegründet, so ist er doch und er allein der Gründer der Zeitungskunde als Hochschulfach.“*

(Everth, 1931, S. 8)

## Die Generation der Praktiker tritt auf und fragt: Was heißt und zu welchem Ende Zeitungswissenschaft?

Bei dem hohen Stellenwert, den Karl Bücher im Rahmen seiner Institutionalisierungsstrategie der akademischen Berufsbildung von Presseleuten in der Konstellation des Fachs Zeitungskunde einräumte, war es für die Wissenschaftsadministration naheliegend, für die Lehre in diesem Bereich zuallererst an ebenso beruflich erfahrene wie wissenschaftlich vorgebildete Praktiker zu denken.

In jeder der fachlichen Neuberufungen in den 1920er Jahren war die praktische Erfahrung der Kandidaten ein ausschlaggebender Grund bzw. zumindest ein gewichtiger Diskussionsgrund in den Verfahren. Ohne den Nachweis einschlägiger wissenschaftlicher Qualifikation (zuwenigstens der Promotion) ging es nicht, ohne Praxis aber auch nur selten. Als man 1922 Wilhelm Kapp in Freiburg einen zeitungskundlichen Lehrauftrag erteilte, geschah dies vor allem, weil er beides:

*„die Erfahrungen und praktischen Kenntnisse eines Redakteurs mit der Fähigkeit zur wissenschaftlichen Arbeit“*

(Große, 1989, S. 44)

mitbrachte. In Berlin, wo Emil Dovifat nach langem Hin und Her schließlich doch den Zuschlag für die Professur bekam, war die „Mischung aus Theorie und Praxis“ sogar „eine *conditio sine qua non*“ (Heuser, 1991, S. 259). Nur in München, wo man zuerst ebenfalls unbedingt einen erfahrenen Praktiker wollte, konnte Karl d'Ester, eigentlich Lehrer, mit dem Surplus der Habilita-

tion überzeugen. So hatten sich Mitte der 1920er Jahre in Berlin erst mit Martin Mohr, nach dessen Tod mit Dovifat, in Leipzig mit Everth, in Freiburg mit Kapp, in Nürnberg mit Leo Benario, in Münster mit Heinrich Bause und Günther Wohlers überall Praktiker durchgesetzt. Nicht zuletzt waren nach dem Leipziger Vorbild Vertreter der Presse vielerorts eng in den praktischen Lehrbetrieb des Fachs eingebunden.

Umso paradoxer und überraschender wirkte es wohl nun für die interessierten Beobachter dieser Entwicklung, dass genau diese Praktiker sich nicht auf ihrer anerkannten Expertise ausruhten, sondern ihre Rufe durchaus als intellektuelle Herausforderung begriffen, wissenschaftliche Ambitionen, Vorstellungen und Ziele hatten, journalistische Berufsbildung nicht mehr so hoch hängten und stattdessen Zeitungskunde als Wissenschaft in den Mittelpunkt schoben. Bei einigen ist dies sicher ein Ausdruck intrinsischer wissenschaftlicher Neigung. Mehr noch ist dies jedoch ein Hinweis, dass den Neuen an der Universität recht schnell klar war, in diesem Feld herrschten andere Spielregeln: Wenn man nicht für immer „am Katzentisch der Universität“ sitzen wollte, war es schiere „Notwendigkeit, sich wissenschaftlich zu rechtfertigen.“ (Meyen & Löblich, 2006, S. 56) Offensiv griff Dovifat in seiner Antrittsvorlesung das „deutliche Misstrauen“ der alteingesessenen Fächer gegenüber der Wissenschaftsfähigkeit seiner Disziplin auf, die nun mit einem Lehrstuhl auch noch „ihr akademisches Bürgerrecht an der größten Universität des Reiches zum ersten Male voll in Anspruch nimmt“:

*„Die deutschen Universitäten sind konservative Gebilde, konservativ im guten Sinne. Sie wissen, daß die Aufnahme einer neuen Disziplin sie verpflichtet. [...] Man fürchtet, es wird dem Ansehen der gesamten akademisch-wissenschaftlichen Arbeit schaden, wenn ein Stoffgebiet für die wissenschaftliche Begründung und Vertiefung noch nicht reif ist. [...] Um so mehr sind wir von der Daseinsberechtigung einer Disziplin überzeugt, die nun die Zeitung selbst zum Gegenstande ernster Forscherarbeit nimmt. Wenn ihre wissenschaftlichen Methoden auch noch nicht klar zutage liegen, in gründlicher Arbeit wird es sehr bald möglich sein, sie zu finden. Das erste ist nicht die Methode, sondern die Erkenntnis, daß ein neues, großes und unbekanntes Gebiet der wissenschaftlichen Erforschung harret.“*

(Dovifat, 1998, S. 464f)

## Wissenstransfermodus Erfahrung

Fachgeschichtlich markieren die Praktiker, die sich je nach Persönlichkeit mehr oder weniger explizit auf ihre professionellen Erfahrungen beriefen, um (sich) das wissenschaftliche Feld um *Journalismus, Presse, Öffentlichkeit* zu erschließen, eine wichtige Zäsur, drehten sie doch das Theorie-Praxis-Rädchen von der bloßen akademisch gesteuerten, systematischen Vermittlung von Berufswissen weiter zur sukzessiven Reflexion und Umwandlung von medienpraktischen Erfahrungswissen in (zeitungs-)wissenschaftliches Wissen. Everth brachte wohl nicht nur mit seiner Selbststilisierung als „im praktischen Beruf ergrauter Professor“ (Everth, 1926, S. 8) das spezifische Selbstverständnis der in diesem Sinne wissenschaftlich wirksam werdenden Praktiker am besten auf den Punkt. Vom „Gros der Zeitungsleser, bis zu den Höchstgebildeten hinauf“ und in die „gelehrte Literatur“ hinein grassierten für ihn deshalb so viele „schiefe Auffassungen“ und eine generelle, „immer wieder überraschende Unkenntnis“ „gegenüber der Natur der Zeitung“, weil die Praktiker in der „Beschäftigung mit der Theorie“ unterrepräsentiert seien (ebd., S. 8f). Doch „für die Wissenschaft ist es ersprießlich, wenn praktische Erfahrungen in ihr ausgewertet werden“ (ebd., S. 9):

*„Der Nichtpraktiker muß vieles von außen erfassen und mit Mühe heranholen, was der Praktiker unmittelbar, von innen her, ergreifen kann.“*  
(Everth, 1927b, S. 50)

In diesem Sinne sei nun von der „sentimentalen oder vorwissenschaftlichen Periode dieser Disziplin“ (Everth, 1927a, S. 5) in „eine zweite Phase der Entwicklung der Zeitungskunde zur Wissenschaft“ überzugehen (Everth, 1927b, S. 50), die sich dann nicht länger durch ein „Übermaß“ presse- und kulturkritischer „Gefühlsurteile“ auszeichnet, sondern wegen der exklusiven professionsspezifischen Einsichten der Praktiker für „eine wirklich wissenschaftliche, das heißt sachliche und nüchterne Betrachtung“ in der theoretisch-praktischen Durchdringung des Wechselspiels von *Journalismus, Presse, Öffentlichkeit* steht:

*„Wir werden uns bemühen, die Maßstäbe, die wir an ihre Leistungen für das Ganze der Zivilisation und Kultur anlegen, aus der eigenen Bestimmung der Einrichtung, ihren tatsächlichen Aufgaben und ihren Wirkungsmöglich-*

*keiten zu entnehmen, nicht aber Ideale anderer Lebensgebiete darauf übertragen.“*  
(Everth, 1927a, S. 4f)

Solchermaßen wird „gerade der Praktiker, oder der es lange Zeit gewesen ist, [...] scharf erkennen [...]“. (Everth, 1926, S. 9) Es ist insgesamt fast ein wissensethnographischer Zugriff, mit dem hier die weitgehend noch unbekannte Realität der Zeitung als ein neues gesellschaftliches Wissensfeld erkundet und die „Lebensbedingungen“ und „Lebensgesetze“ dieser „nun einmal unumgänglichen Kulturform“ wissenschaftlich reflektiert erschlossen werden sollten (Everth, 1927a, S. 4).

## Geburtsstunde der Praktikertheorien

Unter diesen Umständen ist es wohl keineswegs zu viel gesagt, zu konstatieren, dass Everth hier erstmals für unser Fach als spezifischen Transfermodus von Erfahrungswissen in Wissenschaftswissen eine Theorievariante gewählt wie konzipiert hat, die prominent Manfred Rühl unter die Rubrik „Arbeitstheorien der Praktiker (working theories)“ bzw. „traditioneller Praktizismus“ (Rühl, 1992, S. 122; 2000, S. 65) klassifiziert hat. Ihren wissenschaftlichen Wert streitet er jedoch ab:

*„Mit Arbeitstheorien bauen journalistische Praktiker (Fachleute, Experten) auf ihr Erfahrungswissen (Knowhow), das sie durch berufliche Arbeit erwerben. Ihr Theoretisieren über den Journalismus ist oft zufällig veranlasst [...]. Anders als Wissenschaftler geben Fachleute in der Regel davon aus, einen unmittelbaren Zugang zur journalistischen Wirklichkeit zu haben. [...] Deshalb sind, gemessen an den methodisch begründeten Verfahrensregeln der Wissenschaft, die arbeitstheoretischen Äußerungen von Praktikern nicht zu generalisieren.“*  
(Rühl, 2000, S. 66)

Paradebeispiel für Rühl ist Dovifats „Personenjournalismus“ (Rühl, 2007, S. 98) samt der dahinter steckenden „Grundidee, den Journalismus durch sein Personal zu identifizieren“ (Rühl, 1992, S. 124), dem er einen fern jedweder wissenschaftlicher Prinzipien entwickelten, vollkommen „freihändigen Entwurf eines normativen Rahmens für journalistisches Handeln unterstellt“: nicht mehr als das Zusammenwürfeln „subjektiver Überzeugungsergebnisse“, „ohne sie auf ihre Theoriefähigkeit zu prüfen“ (ebd., S. 123). Ein komplexeres Rollenselbstverständnis, das, „wenn es zu Strukturenkombinationen kommt“, dem theoretisierenden Praktiker zugesteht, sich qua

Perspektivenübernahme dem Sprung von der journalistischen Praxis in die Wissenschaft und ihrer jeweils unterschiedlichen Reflexionskontexte bewusst zu sein und sie in der Theoriearbeit zu berücksichtigen, gibt es für Rühl nicht:

*„Betätigt sich jemand tagsüber als ‚Journalist‘ und feierabends als ‚Journalismusforscher‘, dann unterliegt sein Handeln den für das jeweilige System gültigen Regeln. [...] [So] erweisen sich auch die Begriffe, Techniken und Praktiken des angewandten Journalismus in der Regel als nicht wissenschaftsfähig, d.h. seine Denk- und Handlungsweisen sind zwar alltäglich brauchbar, halten aber den methodischen Kriterien“*  
(Rühl, 1982, S. 370)

von Wissenschaft nicht stand. In Kritik an Rühl haben erst jüngst Philipp Müller und Ralf Hohlfeld in einer Studie zu journalistischen Vorstellungen über Medienwirkungen dafür plädiert, dass zur

*„qualitativen Unterscheidung von Theorien [...] nicht einfach die Rollen des theoretisierenden Individuums bei der Betrachtung des Gegenstandes der Theoriebildung in den Blick genommen werden, sondern inhaltliche Indikatoren der Theorien selbst bzw. die Systematik und Validität der Quellen, aus denen sich diese speisen.“*  
(Müller & Hohlfeld, 2013, S. 168)

„Komplexitätsgrad und die Reichweite der Vorstellungen“ (ebd.) schlagen sie als zentrale Kategorien vor, um die Qualität von subjektiver Theoriebildung zu bestimmen. Zwar nehmen sie damit der Kritik an dieser Form von Theoriebildung das Argument, ihr pauschal qua Rolle des Theoretisierenden die Wissenschaftlichkeit abzusprechen, trotzdem bleibt das „Problem der optimalen Nähe bzw. Distanz von Wissenschaft zu ihrem Gegenstand“, wie es Ulrich Saxer (1997, S. 41) formuliert, relevant, als es hier ja gerade um lebensweltlich erfahrene praktische Sichten, professionelles Wissen und Rollenselbstverständnisse geht, die als konstituierende und strukturierende kognitive Ressourcen dieses originären Wissenstransfers von der Praxis in die Welt der Theorien mobilisiert werden. Saxer hält sogar fest,

*„wie elementar die Entwicklung der Kommunikatorforschung durch deren Auseinandersetzung mit dem journalistischen Selbstverständnis geprägt ist.“*  
(ebd., S. 44)

*„Ideas [...] cannot be appreciated fully without an understanding of their creators, for ideas are creations and therefore must bear some of the characteristics of their creators.“*

schreibt W. David Sloan (1990, S. XII) im Vorwort einer Sammlung fachbiographischer Essays zu namhaften US-amerikanischen Journalismuslehrern.

## Wissenschaftlertypus des zeitungskundlichen Praktikergelehrten

Wenn man sich auf das spezifische Wissenschaftsverständnis der zur Rede stehenden Praktiker fokussiert, zeigt sich, dass sie sehr wohl ebenso um die der Wissenschaft feldeigenen Prestige- und Reputationslogiken wie um ihr spezifisches generalisiertes Kommunikationsmedium *Wahrheit* wussten. So kannte gerade der viel kritisierte, „unwissenschaftliche“ Dovifat, nicht nur die wissenschaftlichen Gütekriterien „Unabhängigkeit, Sachlichkeit und Gründlichkeit“, sondern wusste auch, dass

*„die Zeitungswissenschaft zunächst den schönen großen Zweck jeder deutschen Wissenschaft hat: sie steht im Dienste der Wahrheit und hat somit ihren Zweck in sich selbst.“*  
(1998, S. 464, 472)

Das war auch ganz im Sinne Everths formuliert, der im Leipziger Institutsführer künftige Studierende, die schon damals nur irgendwas mit Medien machen wollten, vor ihren falschen Erwartungen warnte: „Ein Fach für Journalistik gibt es an der Universität Leipzig nicht, es gibt nur das Fach Zeitungskunde“, und dieses ist zuallererst „ein theoretisches Fach wie alle anderen wissenschaftlichen Disziplinen, die an der Universität getrieben werden.“ (1928, S. 3) Ganz verspielen wollte er den starken legitimatorischen Benefit der wachsenden Beliebtheit dieses Studienfachs unter jungen Leuten, die in den Journalismus strebten, dennoch nicht und fügte hinzu: was sie biete, sei „wissenschaftliche Schulung [...], die freilich zugleich eine gute Vorbereitung für die praktische Arbeit ist.“ (Ebd.) Damit überließ er es letztlich den Studierenden, ob sie das Lehrangebot als Vorbereitung für den Presseberuf zu nutzen wussten oder nicht.

Selbst wenn die zeitungskundlichen Praktikergelehrten nun die theoretische Profilierung der von ihnen vertretenen Disziplin als Hauptaufgabe auf

die disziplinäre Selbstverständnisaagenda setzten, anders als die Wissenschaftspraxis des Gelehrten speiste sich diese nicht aus reinem Buchwissen. Für sie waren im scharfen Kontrast dazu die im wahrsten Sinne „am eigenen Leibe erfahrene“ (Everth, 1926, S. 9) Nähe zur Lebenswirklichkeit dieses Wissensfelds wie überhaupt dessen „unlösliche Verquickung mit dem modernen Leben“ (Everth, 1927a, S. 4) explizite Qualitätsmerkmale ihrer originären Theoriebildung. In diesem Sinne betonte Dovifat,

*„die wissenschaftliche Arbeit aber erhält aus der Praxis die Richtungsweiser, damit sie vor Irrwegen ins rein Spekulative und in eine graue Theorie behütet bleibt.“*  
(Dovifat, 1998, S. 477)

Für Everth stand jede Erkenntnis der Presse sogar in unmittelbarem Zusammenhang zur Erkenntnis des Gesamt der Kulturercheinungen der Moderne:

*„Die Zeitung steht, wenn irgend etwas, mitten im Leben, und auch die theoretische Betrachtung darf sie daher nicht isolieren, sondern tut gut, sie mit Erscheinungen des gleichen Zeitalters zusammen zu stellen.“*  
(Everth, 1927a, S. 10)

Für Dovifat war das obendrein eine methodologische Herausforderung:

*„Seit wir ein öffentliches Leben im modernen Sinn haben, können wir uns nicht mehr damit begnügen, es Jahrzehnte oder Jahrhunderte später aus seinen historischen Relikten zu verstehen. Wir suchen es vielmehr, obgleich es in*

*starker Bewegung ist, gegenwärtig zu beobachten, in seinen Gesetzen zu begreifen.“*  
(Dovifat, 1998, S. 465f)

Elementares wissenschaftliches Prinzip müsse es folglich sein, so nun Everth wiederum, dafür prinzipiell „über den Zaun zu gucken“ – denn „wer die Probleme der Zeitung wirklich durchdenken will, muß sich noch in mancherlei anderen Bereichen umschauen“ und erst recht reicht hierfür „keine Methode für sich allein“ (1927a, S. 6, 15). Programmatisch gelesen war das ein ganz modernes Plädoyer für genau jenen Wissenschaftstypus einer *integrierenden Wissenschaft*, wie er uns heute geläufig ist.

## Resümee

Der Wissenschaftlertypus des Praktikergelehrten, wie er infolge des früh propagierten Dienstleistungscharakters einer akademischen Berufsbildung von Presseleuten in der Entstehungsphase der Zeitungskunde vielerorts zum Zuge kam, war eine Schlüsselfigur im Verwissenschaftlichungsprozess dieser Disziplin. So konnte gezeigt werden, dass diese Seiteneinsteiger entgegen den gepflegten Vorurteilen gegenüber Praktikern und ihren Theorien nicht nur einen wichtigen Beitrag zur Verwissenschaftlichung eines originären Wissensstreams um *Journalismus, Presse, Öffentlichkeit* geleistet haben. Durch sie wurde vielmehr ein vom Wissenstransfer der Erfahrung ausgehendes, stark reflektiertes und äußerst ambitioniertes, modernes Wissenschaftsverständnis entwickelt, mit dem sie (wenigstens in der historischen Rückschau) ihren klassisch sozialisierten Universitätskollegen ein, zwei Schritte voraus waren.

## Bibliographie:

- Bücher, K. (1981a). Vorbildung für den Journalistenberuf an Universitäten (1912). In: Fischer, H.-D. & Minte, H. (Hg.), *Karl Bücher*. Auswahl der publizistikwissenschaftlichen Schriften. Bochum, S. 79-98.
- Bücher, K. (1981b). Akademische Berufsbildung für Zeitungskunde (1915). In: Fischer, H.-D. & Minte, H. (Hg.), *Karl Bücher*. Auswahl der publizistikwissenschaftlichen Schriften. Bochum, S. 99-108.
- Dovifat, E. (1998). Wege und Ziele der zeitungswissenschaftlichen Arbeit. Antrittsvorlesung, gehalten am 23. November 1928 (1929). In: Sösemann, B. (Hg.), *Emil Dovifat*. Studien und Dokumente zu Leben und Werk. Berlin et al., S. 464-477.
- Everth, E. (1926). Was kümmert Zeitungskunde den Presseemann? In: *Deutsche Presse*, 16 (50/51), S. 8-9.
- Everth, E. (1927a). *Zeitungskunde und Universität*. Antrittsvorlesung, gehalten am 20. November 1926. Jena.
- Everth, E. (1927b). Karl Bücher und die Zeitungskunde. Zu seinem 80. Geburtstage. In: *Minerva-Zeitschrift*. Nachrichten für die gelehrte Welt, 3 (3), S. 49-54.
- Everth, E. (1928). *Das Studium der Zeitungskunde an der Universität Leipzig*. Leipzig.
- Everth, E. (1931). In memoriam Karl Büchers. In: *Zeitungswissenschaft*, 6 (1), S. 2-8.
- Fischer, H.-D. & Minte, H. (Hg.) (1981). *Karl Bücher*. Auswahl der publizistikwissenschaftlichen Schriften. Bochum.
- Große, A. (1989). *Wilhelm Kapp und die Zeitungswissenschaft*. Geschichte des Instituts für Publizistik und Zeitungswissenschaft an der Universität Freiburg (1922-1943). Münster et al.
- Harwood, J. (2002). Forschertypen im Wandel 1880-1930. In: vom Bruch, R. & Kaderas, B. (Hg.), *Wissenschaften und Wissenschaftspolitik*. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts. Stuttgart, S. 162-168.
- Heuser, J. (1991). *Zeitungswissenschaft als Standespolitik*. Martin Mohr und das Deutsche Institut für Zeitungskunde in Berlin. Münster et al.
- Koszyk, K. (1997). Zeitungskunde in der Weimarer Republik. In: Fünfgeld, H. & Mast, B. (Hg.), *Massenkommunikation*. Ergebnisse und Perspektiven. Festschrift für Gerhard Maletzke. Opladen, S. 29-49.
- Kroll, F.-L. (2003). *Kultur, Bildung und Wissenschaft im 20. Jahrhundert*. München.
- Kutsch, A. (2010). Professionalisierung durch akademische Ausbildung. Zu Karl Büchers Konzeption für eine universitäre Journalistenausbildung. In: Eberwein, T. & Müller, D. (Hg.), *Journalismus und Öffentlichkeit*. Eine Profession und ihr gesellschaftlicher Auftrag. Wiesbaden, S. 427-453.
- Löffelholz, M. & Quandt, T. (2000). Emergenz – Empirie – Praxis: Ausgangspunkte und Grundlagen. In: Löffelholz, M. (Hg.), *Theorien des Journalismus*. Ein diskursives Handbuch. Wiesbaden, S. 61-64.
- Lundgreen, P. (2002). Akademisierung – Professionalisierung – Verwissenschaftlichung. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 53 (11), S. 678-687.
- Meier, K. (2011). Journalismusforschung als interaktive Innovationsforschung. Eine Methodologie für Wissenstransfer. In: Jandura, O., Quandt, T. & Vogelgesang, J. (Hg.), *Methoden der Journalismusforschung*. Wiesbaden, S. 67-82.
- Meyen, M. & Löblich M. (2006). *Klassiker der Kommunikationswissenschaft*. Fach- und Theoriegeschichte in Deutschland. Konstanz.
- Müller, P. & Hohlfeld, R. (2013). Journalistische Vorstellungen von Medienwirkungen. Dimensionen – Entstehungsbedingungen – Folgen. In: *M&K*, 61 (2), S. 166-182.
- Rühl, M. (1982). Journalistik – mehr als eine Kunstlehre für Journalismus? In: Koszyk, K. & Schulze, V. (Hg.), *Die Zeitung als Persönlichkeit*. Festschrift für Karl Bringmann. Düsseldorf, S. 365-373.
- Rühl, M. (1992). Theorie des Journalismus. In: Burkart, R. & Hömberg, W. (Hg.), *Kommunikationstheorien*. Ein Textbuch zur Einführung. Wien, S. 117-133.
- Rühl, M. (2000). Des Journalismus vergangene Zukunft. Zur Theoriegeschichte einer künftigen Journalismusforschung. In: Löffelholz, M. (Hg.), *Theorien des Journalismus*. Ein diskursives Handbuch. Wiesbaden, S. 65-79.
- Rühl, M. (2007). Ermunterung zum Theoretisieren. In: Meyen, M. & Löblich, M. (Hg.), *„Ich habe dieses Fach erfunden“*. Wie die Kommunikationswissenschaft an die deutschsprachigen Universitäten kam. 19 biographische Interviews. Köln, S. 76-100.
- Saxer, U. (1997). Kommunikatorforschung und Kommunikatoren. Konstitutionsprobleme einer publizistikwissenschaftlichen Teildisziplin. In: Bentele, G. & Haller, M. (Hg.), *Aktuelle Entstehung von Öffentlichkeit*. Akteure – Strukturen – Veränderungen. Konstanz, S. 39-54.



- Sloan, W. D. (Hg.) (1990). *Makers of the Media Mind*. Journalism Educators and Their Ideas. Hillsdale et al.
- Szöllösi-Janze, M. (2002). Die institutionelle Umgestaltung der Wissenschaftslandschaft im Übergang vom späten Kaiserreich zur Weimarer Republik. In: vom Bruch, R. & Kaderas, B. (Hg.), *Wissenschaften und Wissenschaftspolitik*. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts. Stuttgart, S. 60-74.
- Szöllösi-Janze, M. (2004). Wissensgesellschaft in Deutschland. Überlegungen zur Neubestimmung der deutschen Zeitgeschichte über Verwissenschaftlichungsprozesse. In: *Geschichte und Gesellschaft*, 30 (2), S. 277-313.
- Ullmann, H.P. (1995). *Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918*. Frankfurt/Main.
- Weber, M. (1991). *Schriften zur Wissenschaftslehre*. Hrsg. und eingeleitet von Michael Sukale. Stuttgart.
- Wilke, J. (2000). *Grundzüge der Kommunikations- und Mediengeschichte*. Von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert. Köln et al.

#### **Erik KOENEN**

M.A., ist seit Herbst 2012 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für historische Publizistik, Kommunikations- und Medienwissenschaft (IPKM), Fachgebiet Kommunikationsgeschichte und Medienwandel, an der Universität Bremen.

#### **Aktuelle Publikationen:**

- Koenen, E. & Gentzel P. (2012). Moderne Kommunikationswelten: von den „papiernen Fluten“ zur „Mediation of Everything“. Ein Beitrag zur disziplinär-kognitiven Identität des kommunikationswissenschaftlichen Forschungsfelds „mediatisierte Kommunikation“. In: *M&K*, 60 (2), S. 197-217
- Koenen, E (2012). „Wie und nach welcher Richtung entwickelte sich das Lesebedürfnis der Arbeiterschaft?“ Eine historisch-empirische Fallstudie zur „Entfesselung“ der Mediennutzung im 19. Jahrhundert. In: *Publizistik*, 57 (1), S. 27-54.

# Zwischen Reputation und Prominenz Wie Wissenschaftler mit modernen Massenmedien umgehen

Der Wandel im System Wissenschaft

Beatrice Dernbach

Institut für Wissenschaftskommunikation, Hochschule Bremen

## Abstract

Der Beruf des Wissenschaftlers hat sich verändert. Sprach der Soziologe Max Weber von der „inneren Berufung“ zur Wissenschaft, so beschreibt Jo Reichertz die heutigen Tätigkeiten als Mix, zu dem auch „*face-work* und *impression management*“ gehören. Dieser Wandel des Berufsbildes und der Tätigkeiten hin zu einer externen Präsentation und Kommunikation werden vor dem Hintergrund der veränderten Systembeziehungen zwischen Wissenschaft, Öffentlichkeit und Medien diskutiert. Letztere stellen an die Wissenschaftler die Anforderungen, ihre finanzielle Förderung zu legitimieren und deshalb, anders als in der Vergangenheit, mit Medien und der Gesellschaft zu kommunizieren. Diese Entwicklung wiederum hat Rückkoppelungen in das Wissenschaftssystem. Galt früher als die zentrale wissenschaftliche Währung die Reputation, in der Regel nachgewiesen durch viele einschlägige Publikationen, so hat mittlerweile der von Medien generierte Faktor Prominenz eine hohe Wertigkeit erreicht. Einige Studien und Analysen zeigen zwar noch keine flächendeckende, aber erste signifikante Anzeichen für eine zunehmende Medialisierung der Wissenschaft.

Was ist Wissenschaft? Wissenschaft kann – neben Handwerk, Landwirtschaft, Verwaltung usw. – als Bereich menschlicher Tätigkeit verstanden werden, „in dem mit dem Ziel gearbeitet wird, Wissen zu produzieren (*Forschung*) und zu systematisieren (*Theorie*)“ (Endruweit, 1989, S. 820). Dies geschieht auf der Basis objektivierbarer Methoden in der Regel in wissenschaftlichen Institutionen, „in denen Forschung betrieben, deren Ergebnisse publiziert und die Summe der Erkenntnisse tradiert und konserviert werden“ (Greca, 2002, S. 699). Wissenschaft soll Aussagen über Gegenstände so präzise formulieren, dass sie intersubjektiv sind, neue und auch in der methodischen Wiederholung nachvollziehbare und gültige Erkenntnisse generieren.

Wissenschaft hat sich im Laufe der Jahrhunderte in der Moderne als autopoietisches Funktionssystem (Luhmann) ausdifferenziert und die Aufgabe übernommen, Fragen, die aus der Gesellschaft heraus kommen, zu bearbeiten und für gegenwärtige sowie zukünftige Probleme Lösungsvorschläge zu erarbeiten. Niklas Luhmann (1990, S. 150-156) geht davon aus, dass das Wissen-

schaftssystem im Hinblick auf den Erwerb neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse mit dem Code Wahrheit/Unwahrheit arbeitet.

Wissenschaft galt bis in die siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts hinein als Motor für gesellschaftlichen Fortschritt. Die Bürger vertrauten den Wissenschaftlern und ließen sie somit in Ruhe forschen. Dieses Vertrauen erlebte seine stärksten Erschütterungen im Zusammenhang mit der friedlichen Nutzung der Atomenergie, zuletzt angesichts des mehrfachen Super-GAUs im japanischen Fukushima im März 2011. Möglicherweise wurde den Menschen dadurch bewusst, welche Dynamik das Wissenschaftssystem entwickelt, wie sehr es damit an Komplexität gewonnen und sich damit von der Gesellschaft entfernt hatte. Peter Weingart (2001 und 2008) hält die Wissenschaft für den am schnellsten wachsenden gesellschaftlichen Bereich. Quantitativ verdoppelt er sich alle 15 Jahre (Weingart, 2008, S. 30; auch Mayer, 2012). Dies habe Folgen für die eigene Identität und damit die Binnendifferenzierung sowie für die Rolle in und den Einfluss auf die Umwelt, also die anderen gesellschaftlichen Sys-

teme wie Politik, Wirtschaft, Kultur usw. Diese sieht der Soziologe Richard Münch allerdings nicht mehr klar voneinander abgegrenzt; der

*„größte Teil des gesellschaftlichen Handelns findet in den Zonen der Interpenetration dieser Systeme statt. Intersystemische Kommunikation, Vernetzung, Aushandlung und Kompromissbildung werden zu den Grundbausteinen der zukünftigen Gesellschaft.“*  
(Münch, 1992, S. 15)

Das wiederum hat für Münch die wesentliche Konsequenz, dass öffentliche Aufmerksamkeit strategisch genutzt werden müsse, da die Subsysteme

*„nur noch über den öffentlichen Diskurs gesellschaftlich wirksam werden und maßgeblich die Definition von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft beeinflussen.“*  
(ebd., S. 17)

## Der Wandel zur mediatisierten Wissensgesellschaft

Deshalb sind auch Wissenschaftler ständig zur öffentlichen Darstellung ihrer Arbeit gezwungen. Richard Münch beschreibt dies als „entfesselte Kommunikation“ bzw. die „Expansion der Kommunikation“ (Münch, 1992, S. 87ff). Ebenso wie sich die Zahl der Wissenschaftler und damit die Zahl der Publikationen erhöht beschleunigt sich die Aktualisierung der Erkenntnisse. Parallel dazu hat sich im 20. Jahrhundert die Medienlandschaft sehr dynamisch entwickelt. Angesichts der enormen Wissensproduktion sowie der ständig steigenden Generierung von Informationen aus Politik, Wirtschaft und anderen gesellschaftlichen Bereichen ist es zulässig, von einer Informationsflut zu sprechen. Kommunikation – vor allem die über Medien – muss selektieren, denn nicht alle Botschaften können gleichermaßen Aufmerksamkeit erzeugen und wahrgenommen werden.

Das Wissenschaftssystem ist strukturell mit anderen Systemen verbunden, vor allem mit Politik und Ökonomie, über die Intermediäre Geld, Entscheidungen, Gesetze (Dernbach, 2012). Daraus resultieren materielle und immaterielle Gründe für die Kommunikation von Wissen aus der Wissenschaft: Wissen und Erkenntnisse, die produziert aber nicht kommuniziert und rezipiert werden, haben keinen gesellschaftlichen Sinn. Zudem gilt es, die finanziellen Investitionen und Ressourcen

durch die öffentliche Darstellung ihres Einsatzes und der daraus gewonnenen Erkenntnisse zu legitimieren. Es ist für jedes autopoietische System eine große Herausforderung, im Kern geschlossen zu bleiben, die gestellten Aufgaben innerhalb der eigenen Strukturen zu lösen, aber auf Anregungen von außen zu reagieren. Wissenschaft hat sich darauf auf drei Ebenen eingestellt (ebd., S. 3ff):

- auf der Makroebene, auf der die Gesamtleistung des Wissenschaftssystems für die Gesellschaft beispielsweise als Innovator oder Berater im Mittelpunkt steht;
- auf der Mesoebene der wissenschaftlichen Einrichtungen, beispielsweise der Hochschulen, in denen Wissen produziert (Forschung) und systematisiert (Theorievermittlung in der Lehre) wird;
- auf der Mikroebene des einzelnen Wissenschaftlers, der Forschungsthemen aus vielen möglichen selektiert, sie in Projekte umsetzt und die Ergebnisse publiziert, nicht nur innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft in Fachpublikationen, sondern zunehmend über populäre Massenmedien.

Auf allen drei Ebenen haben sich Kommunikationsinstanzen und -verfahren etabliert, die unter dem Begriff der Wissenschaftskommunikation subsumiert werden (Dernbach, Kleinert & Münster, 2012). Iris Herrmann-Giovanelli (Herrmann-Giovanelli, 2013, S. 43–47) meldet Zweifel an, ob Wissenschaftskommunikation überhaupt geeignet ist, um Wissenschaft in die Gesellschaft zu integrieren, denn sie werde selten systematisch betrieben und diene in erster Linie zur Durchsetzung partikularer Interessen. Einfache Informations- und Kommunikationstaktiken reichten nicht aus und Wissen generiere Nicht-Akzeptanz. Das wiederum, so begründet sie, läge in der Logik des Wissenschaftssystems, das nur dann funktionsfähig und erfolgreich sei, wenn es sich von anderen Systemen abgrenze und nach dem exklusiven Code „wahr/unwahr“ operiere. Außerdem führe die exklusive Funktion des Wissenschaftssystems der Produktion von Erkenntnissen zu einer Sonderstellung wissenschaftlichen Wissens gegenüber anderen Wissensarten. Deshalb sei Kommunikation zwischen dem Wissenschaftssystem und seiner Umwelt nicht direkt möglich, sondern könne nur über Organisationen und Leistungsverpflichtungen umgesetzt werden. Diese systemtheoretisch durchaus logische und nachvollziehbare Betrachtung wird aber offen-

sichtlich von der Notwendigkeit zur externen Kommunikation überlagert, die wiederum aus den Anforderungen der gesellschaftlichen und medialen Veränderungen resultiert.

## Der Beruf des Wissenschaftlers im Wandel

Zweifellos hat sich das Berufsbild des Wissenschaftlers durch die Anforderungen in der Wissens- und Mediengesellschaft stark verändert. „Publish or perish“ (Gornik, 2004) galt lange als der zentrale akademische Leitsatz. Forschen und (intra)wissenschaftliches Publizieren alleine garantieren eine wissenschaftliche Karriere schon seit einigen Jahren nicht mehr – vor allem nicht für Wissenschaftler an Universitäten, die sowohl Münch (1992) als auch Weingart (2001) als die zentralen Institutionen für wissenschaftliche Forschung ansehen. Jo Reichertz (2005a, S. 223; auch 2005b) identifiziert sechs wesentliche Ursachen für die Veränderungen der wissenschaftlichen Tätigkeiten, darunter die Vergesellschaftung von Wissenschaft, die Bewertung der Wissenschaftsleistung vornehmlich auf der Basis externer, vor allem ökonomischer Standards, der „Wandel der Universitäten von einer *Elitenbildung* zur *Berufsqualifikation* für *Viele*“ und das zunehmende Interesse der Medien an der Arbeit und der Person des Wissenschaftlers.

## Die Medialisierung der Wissenschaft und der Wissenschaftler

Nicht nur die Wissenschaft, wissenschaftliche Einrichtungen und einzelne Wissenschaftler versuchen die mediale Aufmerksamkeit zu gewinnen. Auch die Medien sind auf die Wissenschaft als Themenfeld und wissenschaftliche Einrichtungen sowie Wissenschaftler als wichtige Informationsgeber angewiesen. Dabei ist nicht immer ganz klar abzugrenzen, was in den Medien ernsthafte Wissenschaft und was eher unterhaltende Wissensvermittlung ist, zumal es Hybridformate wie *Die große Show der Naturwunder* mit dem Physiker und Wissenschaftsjournalisten Ranga Yogeshwar und dem Entertainer Frank Elstner gibt. Die strukturelle Kopplung zwischen Wissenschaft

und Medien bedeutet, dass Wissenschaftler über Medien ihre Forschungsfragen generieren, ihre Erkenntnisse an ein Massenpublikum kommunizieren und auf dieser Basis ihre Forschung weiter vorantreiben können. Medien sind darauf angewiesen, immer wieder neue, andere Geschichten zu erzählen. Dazu benötigen sie Wissenschaftler, die diese Geschichten spannend aufbereiten können. Nicht zuletzt deshalb verläuft die Popularisierung der Wissenschaft unter anderem über die Personalisierung einzelner Wissenschaftler.

„Steht die Wissenschaft unter Medialisierungsdruck?“ fragt Urs Dahinden in einem Beitrag aus dem Jahr 2004. Er entwickelt darin drei Modelle der Wissenschaftskommunikation: auf die „Wissenschaft im Elfenbeinturm“ (Dahinden, 2004, S. 165) der 1960er und frühen 70er Jahre folgte die „Wissenschaft im Glashaus“ (ebd., S. 166), die vor allem durch den zunehmenden Widerstand gegen Technologien bestimmt war. Heute findet Wissenschaft auf dem „Marktplatz“ statt. Wissenschaft

**Medien sind darauf angewiesen, immer wieder neue, andere Geschichten zu erzählen. Dazu benötigen sie Wissenschaftler, die diese Geschichten spannend aufbereiten können.**

und Wissensproduktion sollen in die Gesellschaft integriert werden (ebd., S. 169). Wissenschaftler sind nicht mehr nur Forschende, sondern auch „Manager, Mentoren, Karriereberater und Wissenschaftskommunikatoren“ (ebd., S. 170).

Schäfer, Ivanova, Schlichting und Schmitt (2012) haben das Phänomen der Medialisierung mittels einer Befragung von 1130 Wissenschaftlern mit Bezug zum Klimawandel untersucht. Im Zentrum stand die Frage, ob sich die Medien auf die Klimaforscher einstellen oder umgekehrt. Eines der Resultate war, dass nur wenige Wissenschaftler intensive und häufigere Kontakte zu Medien pflegen, wobei die Initiative meist von den Journalisten ausgeht (Schäfer, Ivanova, Schlichting & Schmitt, 2012, S. 240). Im Hinblick auf die Entscheidung für ein Forschungsthema oder einen Ort zur Publikation der Forschungsergebnisse ist für jeden fünften Wissenschaftler das potentielle Medieninteresse wichtig oder sogar sehr wichtig (ebd., S. 241-242). Als wesentliches Kriterium für die Quantität der Medienkontakte hat sich die innerwissenschaftliche Position erwiesen. Auswirkungen haben ebenfalls individuelle Erwartungen und Erfahrungen, insbesondere positive Reakti-

onen von Kollegen und positive Effekte auf die wissenschaftliche Reputation (ebd., S. 247). Vor allem erfahrene, hochrangige und publikationsstarke Wissenschaftler haben häufiger Kontakt zu Medien, orientieren sich aber seltener an diesen als weniger erfahrene Nachwuchsforscher (ebd., S. 249). Laut Schäfer et al. zeige sich, dass Wissenschaftler bis zu einem gewissen Grad bereit seien, sich den (antizipierten) Ansprüchen der Medien anzupassen.

*„So sind die Befragten weit überwiegend der Meinung, Wissenschaftler sollten eigene Forschungsergebnisse „in den Medien erklären“, diese hierbei gegebenenfalls auch „vereinfachen“ sowie auf mögliche „praktische Anwendungen“ hinweisen. Es wird allerdings auch deutlich, dass diese Bereitschaft klare Grenzen hat: Die meisten Befragten finden nicht, dass Wissenschaftler bei der Zusammenarbeit mit Medien Kompromisse bei ihren wissenschaftlichen Standards machen dürfen.“*

(Schäfer, Ivanova, Schlichting & Schmitt, 2012, S. 242)

## Wissenschaftliche Reputation und mediale Prominenz

Die öffentliche Präsenz in populären Massenmedien ist und bleibt für Wissenschaftler eine Gratwanderung. Einerseits sind die Forscher aufgefordert, „aus den Laboren herauf- oder von den Türmen herabzusteigen, um zu rechtfertigen, warum und wofür sie Steuergelder bekommen“ (Dernbach, 2012, S. 9), andererseits laufen sie dabei Gefahr, dass sie in der wissenschaftlichen Gemeinschaft an Reputation einbüßen (Münch, 1992; Molitor, 2009; Eisenegger, 2005) und die Medienöffentlichkeit ihrer überdrüssig wird. In der nicht-wissenschaftlichen Öffentlichkeit ist das Bild des Wissenschaftlers zwiespältig: Einerseits stehen die Hochschulprofessoren auf Rang 6 der Berufsprestige-Skala des Allensbacher Instituts für Demoskopie ([www.ifd-allensbach.de](http://www.ifd-allensbach.de)), andererseits wird der Zuverlässigkeit und Unabhängigkeit der Wissenschaftler nicht sehr vertraut (Eurobarometer, 2010). In den Medien kursieren bisweilen immer noch sehr stereotype Vorstellungen von Wissenschaftlern (Pansegrau, 2009). Es ist davon auszugehen, dass das öffentliche Bild des Wissenschaftlers stärker von den Medien als von den Forschern selbst geprägt wird.

Es gibt also auf den unterschiedlichen Ebenen mehrere Gründe, weshalb Wissenschaftler sehr

zurückhaltend über die Medien kommunizieren. Der Sprung in das „Haifischbecken“ Medien (Grefe, 2000) zieht nicht immer nur Ruhm und Ehre nach sich, sondern bisweilen auch Neid und Anfeindungen (vgl. u.a. Corsten, 2010; Spiewak, 2005; Weischenberg und Lösche in Dernbach, 2012).

Was ist Reputation? Dieser Begriff wird häufig, aber mit wechselnder Bedeutung verwendet. Weingart und Pansegrau verstehen Reputation als wissenschaftsinternes Steuerungsinstrument:

*„Reputation, verstanden als Mechanismus der Vergabe von Anerkennung und Belohnung (oder Sanktionen) an Personen oder Organisationen, kommt idealerweise durch das wissenschaftliche Urteil der Fachkollegen zustande. Die Zuweisung von Reputation hängt daher stark von den normativen Grundlagen der jeweiligen Fachgemeinschaft ab.“*

(Weingart & Pansegrau, 1998, S. 12)

Sie ist quantifizierbar vor allem über die Häufigkeit der Zitierung durch andere, die Regelmäßigkeit von Vorträgen bei Kongressen sowie der Positionen des Engagements innerhalb einer wissenschaftlichen Organisation (ebd., S. 13).

Eisenegger und Imhof (2009; 2008; 2007) unterscheiden die funktionale, die soziale und die expressive Reputation. Die funktionale Reputation – in der „objektiven Welt des Wahren“ – ist verknüpft mit Leistung, Erfolg, Fachkompetenz und Zweckrationalität; diese Reputation wird vergeben von Wissenschaftlern, Experten, Analysten und Fachjournalisten (Eisenegger & Imhof 2009, S. 246). Soziale Reputation existiert in der „normativen Welt des Guten“ (ebd., S. 247), ist verknüpft mit sozialen Normen und Werten, mit Legitimität und Integrität, mit ethischer Korrektheit. Die expressive Reputation („die subjektive Welt des Schönen“) wird für emotionale Attraktivität und Authentizität, innovative Kraft oder Charisma verliehen (ebd., S. 247-248).

Festzuhalten ist, dass Reputation sich auch immer ein Stück weit auf Erwartungen bezieht; werden die Erwartungen erfüllt, so wird Vertrauen hergestellt, Vertrauen wiederum produziert Reputation (ebd., S. 250; Dernbach & Meyer, 2005). Somit eignen sich sowohl Vertrauen als auch Reputation zur Reduktion von Komplexität: Wer einmal Vertrauen und Reputation erlangt hat, wird nicht ständig wieder neu überprüft. Allerdings kann diesen Status auch verlieren, wer gegen Normen



und Werte bzw. die Regeln der Reputationsinstanzen verstößt.

Eisenegger und Imhof sind der Ansicht, dass Reputation über medial vermittelte Kommunikation entsteht und sprechen in diesem Zusammenhang von „Medialisierungseffekten“ (ebd., S. 255) und der „Aufwertung der Medienarena als primärer Reputationsarena“ (ebd., S. 257). Weingart und Pansegrau (1998) jedoch verwenden für die Medienarena den Begriff der Prominenz; sie sei ein „Produkt medialer Selbststeuerung“ (Weingart & Pansegrau, 1998). Birgit Peters (1994, 1996) und Julia Wippersberg (2007) verankern das Phänomen Prominenz ebenfalls in der öffentlichen und vor allem medialen Arena bzw. in der Laienöffentlichkeit. Prominenz entsteht in einem „Kreislauf aus medialer Vermittlung, Inszenierung und Annahme durch das Publikum“ (Wippersberg, 2007, S. 40). Peters (1994, 1996) kreiert dafür den Begriff der „Prominenzierung“.

Nach Weingart und anderen sind also Reputation und Prominenz nicht das gleiche, aber ähnlich, geht es doch in beiden Fällen um Anerkennung, aber in zwei unterschiedlichen Arenen: der wissenschaftlichen und der öffentlich-medialen. Für Medien spielt Reputation bei der Auswahl von Wissenschaftlern durchaus eine wichtige Rolle, da sie ein „Symptom für Kompetenz“ (Weingart & Pansegrau, 1998, S. 14) ist und Glaubwürdigkeit verleiht. Reputation ist kein Garant für Prominenz, aber deren Wahrscheinlichkeit kann sich erhöhen, wenn deutlich wird, dass der Wissenschaftler eine sichtbar hohe Position in einer Organisation einnimmt, und beispielsweise über Qualitäten verfügt wie „die Fähigkeit, komplizierte Sachverhalte einfach und bildhaft darstellen und die *frames* der Medien bedienen zu können“ (ebd.).

Reputation und Prominenz müssen allerdings auch nicht zwangsläufig miteinander korrelieren. Weingart und Pansegrau (1998, S. 221-225) haben dies einmal am Beispiel des amerikanischen Historikers Daniel Goldhagen verdeutlicht: Dieser hatte zwar mit seiner Dissertationsschrift *Hitler's Willing Executioners* eine große mediale Aufmerksamkeit erreicht, aber nie wissenschaftlich Karriere gemacht. Wie also hängen Reputation und Prominenz zusammen? Was beeinflusst was? Und wie gehen Wissenschaftler damit um?

Mehrere Studien aus den vergangenen Jahrzehnten zeigen, dass ein nicht geringer und stei-

gender Anteil an Wissenschaftlern aller Disziplinen keine Berührungsängste bezüglich Medien und Journalisten haben – Medienkontakte von Wissenschaftlern sind weit verbreitet und beschränken sich nicht auf wenige besonders medienaffine Repräsentanten.

*„Detailliertere Auswertungen zeigen außerdem, dass die Häufigkeit von Medienkontakten stark mit dem Innehaben von Leitungspositionen und mit der wissenschaftlichen Produktivität (Zahl der Publikationen) korreliert ist.“*  
(Peters, 2012, S. 333)

Ebenfalls gesichert sind die Gründe und Motive der Wissenschaftler für den Medienauftritt: Die Forscher erhoffen sich eine positive Einstellung der Öffentlichkeit zur Wissenschaft und speziell zu ihrer Disziplin, eine besser informierte Öffentlichkeit, sie wollen die öffentliche Debatte beeinflussen und sichtbar gegenüber Sponsoren und Finanziers werden (vgl. Peters, Brossard, De Cheveigné, Dunwoody, Kallfass, Miller, Tsuchida, Cain & Paquez, 2009; Pansegrau, Taubert & Weingart, 2011; Dernbach, 2012). Ambivalenter werden individuelle Motive für bzw. die Akzeptanz der Folgen von Medienkontakten eingeschätzt. So resümiert Iris Herrmann-Giovanelli die Antworten aus 39 Interviews mit Akteuren aus dem Wissenschaftsfeld auf die Frage nach Nutzen oder Schaden der Medienprominenz wie folgt:

*„Die Meinung darüber, ob Medienpräsenz der wissenschaftlichen Karriere förderlich sei oder ihr eher schade, ist ambivalent. Die Mehrheit der Befragten sieht sowohl positive als auch negative Folgen von starker Medienpräsenz. Insgesamt kommt es nach Meinung der Befragten aber auf den Zeitpunkt an, an dem Medienprominenz erreicht wird. So empfehlen die Befragten vor allem den jüngeren Forschenden, sich nicht zu stark an den Medien zu orientieren. Der Nutzen von Medienpräsenz hängt damit stark von der wissenschaftlichen Position und der Forschungserfahrung ab.“*  
(Herrmann-Giovanelli, 2013, S. 160)

Simone Rödder (2009) arbeitete in ihrer Studie über Biomediziner heraus, dass die Mediensichtbarkeit von Fachkollegen unter bestimmten Voraussetzungen akzeptiert wird: die Fundierung der öffentlichen Äußerungen auf der Basis entsprechender Forschungserfahrung, die Initiative der Medien für die Kontaktaufnahme sowie Gründe für den Medienauftritt, die über die persönliche Selbstdarstellung hinausgehen, also beispielsweise

einen Nutzen für das jeweilige Fach erbringen. Spangenberg und Peters (2011) bestätigten in einer repräsentativen Wissenschaftler-Befragung die erste und dritte Voraussetzung und auch die von Dernbach (2012) interviewten Wissenschaftler nannten diese Motive.

Sind es also die Medien, die sich an die Wissenschaftler wenden? Dann wäre anzunehmen, dass Medien

*„ihre Stars unter den Wissenschaftlern durch häufige Erwähnung selbst schaffen und dabei auf die ihnen bekannten Namen zurückgreifen.“*

(Weingart & Pansegrau, 1998, S. 216)

Vor 15 Jahren jedenfalls konnten die Bielefelder Forscher um Peter Weingart diese These nicht bestätigen: Der Anteil der Wissenschaftler, die häufiger als einmal in der Berichterstattung vorkamen, wurde mittels einer Inhaltsanalyse auf zwölf Prozent berechnet. Festgestellt wurde außerdem, dass Wissenschaftler häufiger im Zusammenhang gesellschaftspolitischer als harter (natur-) wissenschaftlicher Themen zitiert wurden bzw. selbst als Autoren auftraten. Medien verleihen somit „sozialwissenschaftlichen Generalisten eine vergleichsweise höhere Wahrscheinlichkeit, zu Medienstars zu werden“ (ebd., S. 218; siehe auch Weingart in Dernbach 2012).

## Resümee

*„Die deutsche Akademikerkwelt ist in einem sehr unglücklichen Stadium ihrer Entwicklungskurve angekommen. Die Universitätsangehörigen sind in der Prestigepyramide nach den Studienreformen der 60er-Jahre und dem Aufblühen der dominanten Massenkultur weit herabgestiegen. Die Hochschule hat sich verkleinbürgerlicht, und die Hochkultur hat das Ringen mit der Massenkultur verloren. Vor einem solchen Hintergrund sind die besonderen Psychodynamiken um Kollegen verständlich, die einerseits in der Akademikerkwelt bleiben und andererseits auf der Medienhochzeit tanzen. Diese Erscheinungen werden mit großer Ambivalenz wahrgenommen. Der Preis des medialen Erfolgs ist das oft vergiftete Verhältnis zu den Kollegen.“*  
(Sloterdijk in Bergmann & Pörksen, 2007, S. 270)

Der Philosoph Peter Sloterdijk tanzt seit vielen Jahren auf beiden Hochzeiten oder, um es seriös zu formulieren: Er lebt seine Rolle als Wissen-

schaftler in zwei Systemen – dem wissenschaftlichen und dem medialen –, die sehr unterschiedliche Funktionen in der und für die Gesellschaft wahrnehmen. Das eine sucht nach Wahrheit; das andere beobachtet, beschreibt, bewertet und kommuniziert diese Suche bzw. deren Ergebnisse. Die beiden Systemprogramme unterscheiden sich in zeitlicher (Aktualität), in sachlicher (Wissensproduktion) und sozialer Hinsicht (Information, Beitrag zur Meinungsbildung, Kritik und Kontrolle). Für das Mediensystem ist Kommunikation funktional und existenziell, für das Wissenschaftssystem wird das seit einigen Jahren propagiert. Dabei wird häufig missverstanden, dass es nicht darum gehen kann, jeden Wissenschaftler zum Kommunikator umzuwandeln. Allerdings – und das macht die Beziehung noch komplizierter und komplexer – haben Akteure (wissenschaftliche Institutionen und einzelne Wissenschaftler) ein Interesse daran, über die mediale Präsentation stärker von der Öffentlichkeit wahrgenommen zu werden, Aufmerksamkeit in bestimmten Bereichen zu erzielen, um damit unter anderem Geld zu akquirieren für weitere Forschung.

Aus den vorliegenden Erkenntnissen lassen sich folgende zentrale Thesen zusammenfassend formulieren:

1. Wissenschaft vergesellschaftet sich, Gesellschaft verwissenschaftlicht sich, Wissenschaft und Gesellschaft medialisieren sich. Indizien dafür sind sicherlich auch die Auftritte von Wissenschaftlern in populären Massenmedien.
2. Es sind vor allem die Kultur-, Geistes- und Sozialwissenschaftler, die eine höhere Affinität zu den Medien haben bzw. von diesen stärker nachgefragt werden als Naturwissenschaftler. Möglicherweise existiert hier eine Korrelation zwischen den geistes- und sozialwissenschaftlichen Denkwelten der Forscher und der Sozialisation der Journalisten, die zu über 80 Prozent einen geistes-, sozial- oder kulturwissenschaftlichen (akademischen) Hintergrund haben (Weischenberg, Malik & Scholl, 2006, S. 68).
3. Es gibt nicht generell *die* Wissenschaftler in den Massenmedien, sondern das Verhältnis von Wissenschaftlern zu Massenmedien entspricht verschiedenen Typen:

*Gruppe eins:* Wissenschaftler, die nicht als Wissenschaftler in den Medien auftreten, sondern die eine mediale Kommunikationsrolle übernommen haben. Dazu zählen bei-

spielsweise der Physiker Harald Lesch (z.B. *Abenteuer Forschung*), der Philosoph Peter Sloterdijk (z.B. *Philosophisches Quartett*), der Mediziner Eckart von Hirschhausen (z.B. *Hirschhausens Quiz des Menschen*). Sie moderieren Sendungen, die mehr oder weniger mit ihrem originären Forschungsfeld zu tun haben.

*Gruppe zwei:* Wissenschaftler, die als Experten in eher unterhaltenden Formaten (z.B. Polit-Talkshows) präsent sind (z.B. der Historiker Arnulf Baring und Michael Wolffsohn, der Politikwissenschaftler Jürgen W. Falter und der Kriminologe Christian Pfeiffer).

*Gruppe drei:* Wissenschaftler, die regelmäßig Essays in (seriösen) Tageszeitungen und Nachrichtenmagazin publizieren, dabei aber im weitesten Sinne in Ihrem Forschungsfeld bleiben (z.B. der Historiker Paul Nolte, der Soziologe Ulrich Beck).

*Gruppe vier:* Wissenschaftler, die keine Moderations- oder Autorenrolle in den Medien übernehmen, diesen aber regelmäßig als Ansprechpartner und Informationsgeber zur Verfügung stehen und deshalb vom Publikum wiedererkannt werden können (z. B. die Wirtschaftsexperten Claudia Kemfert (DIW) und Hans Werner Sinn (ifo), die Klimaexperten Hans Joachim Schellnhuber und Stefan Rahmstorf (PIK)).

*Gruppe fünf:* die wohl quantitativ größte Gruppe der Wissenschaftler, die auf individuelle und eher seltene Anfragen positiv reagieren, damit aber keinen öffentlichen Bekanntheitsgrad erreichen.

*Gruppe sechs:* Wissenschaftler, die die Präsenz in populären Medien als Wissenschaftler ablehnen.

Den Angehörigen der ersten vier Gruppen ist sicherlich zu unterstellen, dass sie einerseits von sich aus eine hohe Medienaffinität haben, andererseits auch aus Sicht der Medien attraktiv sind. Gemeint damit ist nicht primär und ausschließlich eine körperliche Attraktivität, sondern die Fähigkeit, sich auf Medienroutinen einstellen zu können, d.h. beispielsweise komplexe und komplizierte Sachverhalte in wenigen Sätzen erklären und pointieren zu können. Es ist anzunehmen, dass die Annäherung der beiden Systeme einen vorläufigen Höhepunkt erreicht hat. Jedenfalls wird sich weder das Wissenschafts- im Mediensystem noch umgekehrt das Medien- im Wissenschaftssystem auflösen. Die Wissenschaftskommunikation wird sich weiter professionalisieren, da dies in der Wissens- und Mediengesellschaft gefordert ist. Aber auch dies wird im Kern die Wissenschaft nicht verändern. Sie wird weiter auf der Suche nach der Wahrheit sein.

## Bibliographie:

- Bergmann, J. & Pörksen, B. (Hg.) (2007). *Medienmenschen*. Wie man Wirklichkeit inszeniert. Münster.
- Corsten, V. (2010). *Immer dieselben Gesichter*. Abgerufen von <http://www.faz.net/artikel/C31013/im-gesprach-parteienforscher-juergen-falter-immer-dieselben-gesichter-30321675.html>, Zugriff am 28.06.2013.
- Dahinden, U. (2004). Steht die Wissenschaft unter Medialisierungsdruck? Eine Positionsbestimmung zwischen Glashaus und Marktplatz. In: Imhof, K., Blum, R., Bonfadelli, H. & Jarren, O. (Hg.), *Mediengesellschaft*. Strukturen, Merkmale, Entwicklungsdynamiken. Wiesbaden, S. 159-175.
- Dernbach, B. (Hg.) (2012). *Vom Elfenbeinturm ins Rampenlicht*. Prominente Wissenschaftler in populären Massenmedien. Wiesbaden.
- Dernbach, B., Kleinert, C. & Münder, H. (Hg.) (2012). *Handbuch Wissenschaftskommunikation*. Wiesbaden.
- Dernbach, B. & Meyer, M. (Hg.) (2005). *Vertrauen und Glaubwürdigkeit*. Wiesbaden.
- Eisenegger, M. (2005). *Reputation in der Mediengesellschaft*. Wiesbaden.
- Eisenegger, M. & Imhof, K. (2007). *Das Wahre, das Gute und das Schöne: Reputations-Management in der Mediengesellschaft*. fög discussion paper 2007-0001. fög- Forschungsbereich Öffentlichkeit und Gesellschaft. Zürich.
- Eisenegger, M. & Imhof, K. (2008). Die Wissensproduktionsstätte Wissenschaft unter Druck – Regularitäten medialisierter Wissenschaftsberichterstattung. In: Raabe, Jcy., Stöber, R., Theis-Berglmair, A. & Wied, K. (Hg.), *Medien und Kommunikation in der Wissensgesellschaft*. Konstanz, S. 74-86.
- Eisenegger, M. & Imhof, K. (2009). Funktionale, soziale und expressive Reputation – Grundzüge einer Reputationstheorie. In: Röttger, U. (Hg.), *Theorien der Public Relations*. Wiesbaden, S. 243-264.
- Endruweit, G. (1989). Wissenschaft. In: Endruweit, G. & Trommsdorf, G. (Hg.), *Wörterbuch der Soziologie*. Stuttgart, S. 820-821.
- Eurobarometer (2010). *Wissenschaft und Technik im Bewusstsein der Europäer*. Eurobarometer Spezial 340. Abgerufen von [http://ec.europa.eu/public\\_opinion/archives/ebs/ebs\\_340\\_de.pdf](http://ec.europa.eu/public_opinion/archives/ebs/ebs_340_de.pdf), Zugriff am 28.06.2013.
- Gornik, E. (2004). Wissenschaftliches Publizieren als Erkenntnisgewinn oder Ruhm und Ehre des Forschers? In: Müller, C. (Hg.), *Science Pop*. Graz. S. 233-237.
- Greca, R. (2002). Wissenschaft. In: Endruweit, G. & Trommsdorf, G. (Hg.), *Wörterbuch der Soziologie*. Stuttgart, S.699-700.
- Grefe, C. (2000). *Der schon wieder!* Abgerufen von [www.zeit.de/2000/49/200049\\_g-stars.xml](http://www.zeit.de/2000/49/200049_g-stars.xml), Zugriff am 28.06.2013.
- Herrmann-Giovanelli, I. (2013). *Wissenschaftskommunikation aus der Sicht von Forschenden*. Eine qualitative Befragung in den Natur- und Sozialwissenschaften. Konstanz/München.
- Luhmann, N. (1990). *Ökologische Kommunikation*. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen? 3. Aufl. Opladen.
- Molitor, A. (2009). Science Pop. In: *brand eins*, 2, S. 108-113.
- Münch, R. (1992). *Dialektik der Kommunikationsgesellschaft*. 2. Aufl. Frankfurt a.M..
- Pansegrau, P. (2009). Zwischen Fakt und Fiktion – Stereotypen von Wissenschaftlern in Spielfilmen. In: Hüppauf, B. & Weingart, P. (Hg.), *Frosch und Frankenstein*. Bilder als Medium der Popularisierung von Wissenschaft. Bielefeld. S. 373-386.
- Pansegrau, P., Taubert, N. & Weingart, P. (2011). *Wissenschaftskommunikation in Deutschland*. Ergebnisse einer Onlinebefragung. Projektbericht. Bielefeld.
- Peters, B. (1994). „Öffentlichkeitselite“ – Bedingungen und Bedeutungen von Prominenz. In: Neidhardt, F. (Hg.), *Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen*. Opladen, S. 191-213.
- Peters, B. (1996). *Prominenz*. Eine soziologische Analyse ihrer Entstehung und Wirkung. Opladen.
- Peters, H. P., Brossard, D., De Cheveigné, S., Dunwoody, S., Kallfass, M., Miller, S., Tsuchida, S., Cain, A. & Paquez, A.-S. (2009). Kontakte biomedizinischer Forscher mit Journalisten und Öffentlichkeit. Internationaler Vergleich von Erfahrungen und Einstellungen in Deutschland, Frankreich, Großbritannien und den USA. In: Peters, H. P. (Hg), *Medienorientierung biomedizinischer Forscher im internationalen Vergleich*. Die Schnittstelle von Wissenschaft und Journalismus und ihre politische Relevanz. Jülich: Forschungszentrum Jülich.
- Peters, H. P. (2012). Das Verhältnis von Wissenschaftlern zur öffentlichen Kommunikation. In: Dernbach, B., Kleiner C. & Münder, H. (Hg.), *Handbuch Wissenschaftskommunikation*. Wiesbaden, S. 331-339.

- Reichertz, J. (2005a). Der Wissenschaftler als Spin Doctor in eigener Sache – oder: Zur Logik der wissenschaftlichen Mediennutzung. In: Pfadenhauer, M. (Hg.), *Professionelles Handeln*. Wiesbaden, S. 221-239.
- Reichertz, J. (2005b). „Die Zeiten sind vorbei, in denen man nicht mehr laut sagen durfte, dass man besser ist als andere“ – oder: Zur neuen Logik der (sozial-)wissenschaftlichen Mediennutzung. In: *Soziale Systeme*, 11 (1), S.104-128.
- Rödter, S. (2009). *Wahrhaft sichtbar*. Humangenomforscher in der Öffentlichkeit. Baden-Baden.
- Schäfer, M. S., Ivanova, A., Schlichting, I. & Schmidt, A. (2012). Mediatisierung: Medienerfahrungen und -orientierungen deutscher Klimawissenschaftler. In: Neverla, I. & Schäfer, M. S. (Hg.), *Das Medien-Klima*. Fragen und Befunde der kommunikationswissenschaftlichen Klimaforschung. Wiesbaden, S. 233-252.
- Spangenberg, A. & Peters, H. P. (2011). *Die vielfältigen Beziehungen zwischen Wissenschaft und Medien*. Kongressbeitrag. Innsbruck.
- Spiewak, M. (8.12.2005). Die Sendungsbewussten. In: *Die Zeit*, (50), S. 41.
- Weber, M. (2002 [1919]). *Schriften 1894–1922*. (Hg.) v. Kaesler, D. Stuttgart.
- Weingart, P. (2008). Wissen ist Macht? – Facetten der Wissensgesellschaft. In: Hettwer, H., Lehmkuhl, M., Wormer, H. & Zotta, F. (Hg.), *WissensWelten*. Wissenschaftsjournalismus und Theorie und Praxis. Gütersloh, S. 27-44.
- Weingart, P. (2001). *Die Stunde der Wahrheit?* Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft. Weilerswist.
- Weingart, P. & Pansegrau, P. (1998). *Reputation in der Wissenschaft und Prominenz in den Medien: Die Goldhagen-Debatte*. Rundfunk und Fernsehen, Die Medien der Wissenschaft, S. 193-208.
- Weischenberg, S. & Malik, M. & Scholl, A. (2006). *Die Souffleure der Mediengesellschaft: Report über die Journalisten in Deutschland*. Konstanz.
- Wippersberg, J. (2007). *Prominenz*. Entstehung, Erklärungen, Erwartungen. Konstanz. Abgerufen von [www.ifd-allensbach.de/uploads/tx\\_reportsndocs/prd\\_1102.pdf](http://www.ifd-allensbach.de/uploads/tx_reportsndocs/prd_1102.pdf), Zugriff am 28.06.2013

Beatrice DERNBACH

Dr., Professorin für Journalistik an der Hochschule Bremen, Leiterin des Instituts für Wissenschaftskommunikation.

Arbeitsschwerpunkte: Wissenschaftskommunikation, Fachjournalismus, Journalismusforschung.

Aktuelle Publikation:

Dernbach, B., Kleinert, C. & Münder, H. (Hg.) (2012). *Handbuch Wissenschaftskommunikation*. Wiesbaden.



# Wissenschaft in den Medien

## Zur Logik medialer Wissenschaftsthematisierung

**Mark Eisenegger & Susanne Gedamke**  
**Forschungsinstituts Öffentlichkeit und Gesellschaft (fög),**  
**Universität Zürich**

### Abstract

Der vorliegende Beitrag befasst sich mit dem Wandel und den Regularitäten der medienvermittelten Resonanz des Handlungssystems Wissenschaft. Vor dem Hintergrund einer vermuteten Reputationsvolatilität des Systems und einer verstärkt problematisierenden Berichterstattung über Wissenschaft wurden mithilfe einer diachronen Inhaltsanalyse Berichterstattungsmerkmale überprüft, welche zu dieser Reputationsvolatilität beitragen. In der Langzeitentwicklung der Berichterstattung über Wissenschaft in Schweizer Medien zeigt sich eine Zunahme der problematisierenden Wissenschaftsberichterstattung. Weiterhin kann aus gegenwärtiger Perspektive eine zweigeteilte Wissenschaftsberichterstattung festgestellt werden: Einerseits lässt sich eine neutrale bis positive Thematisierung beobachten, die weitgehend auf die Kommunikations-Inputs der Wissenschaft abstellt und vermeldenden Charakter hat. Andererseits werden medial vor allem dann journalistische Ressourcen mit erhöhter Eigenleistung aktiviert, wenn die Möglichkeit besteht, Wissenschaft zu skandalisieren. Die problematisierende Berichterstattung ist in der Gegenwart mehrheitlich im Kontext hochschulpolitischer Konflikte zu verorten, in welchen das System Wissenschaft skandalisiert wird. Dieses ambivalente Grundmuster von Wissenschafts-PR und skandalisierender Berichterstattung führt zu einer erhöhten Volatilität in der Reputationsentwicklung des Wissenschaftssystems.

### Ausgangslage und Fragestellung

Die zentrale Stellung wissenschaftlichen Wissens in der Moderne hat bereits Max Weber in seiner Religionssoziologie herausgearbeitet (vgl. Imhof, 2006, S. 42ff; Weber, 2004; Habermas, 1988, S. 316ff).<sup>1</sup> Der Übergang von der Vormoderne zur Moderne wird als Rationalisierungsprozess beschrieben, in dessen Folge magisch-religiöse Weltbezüge sukzessive abgelöst werden zugunsten einer Orientierung an allgemeinen Gesetzen realer Sachverhalte. Wissenschaftliches Wissen scheint in modernen Gesellschaften bis heute eine besonders hohe Deutungshoheit zu genießen (Weingart, 2005; Weber, 1973, S. 316). So scheint wissenschaftliches Wissen im Vergleich zu anderen Wissenstypen stärker der gesellschaftlichen Relativierung entzogen zu sein. In diesem Beitrag wird jedoch argumentiert, dass die Wissensproduktionstätte Wissenschaft seit den 1970er Jahren in der medienvermittelten Kommunikation mit zunehmenden Legitimationsproblemen kämpft und einem erhöhten Problematisierungsdruck

ausgesetzt ist. Dieser hat zur Konsequenz, dass wissenschaftliches Wissen unter Bedingungen der Mediengesellschaft den Nimbus des Unhinterfragbaren verliert und die Wissenschaft in jüngster Zeit mit *akzentuierten Reputationsrisiken* konfrontiert wird.

Der Beitrag wird erstens die wesentlichen Ursachen benennen, aus denen die vergrößerten Reputationsprobleme wissenschaftlicher Institutionen und Akteure unter Bedingungen moderner Mediengesellschaften resultieren. Zweitens wird die postulierte These intensiver wissenschaftlicher Problematisierung einem empirischen Test unterzogen. Zu diesem Zweck wird zunächst der Langzeitwandel der Wissenschaftsthematisierung anhand ihrer Entwicklung und Dynamik von Kommunikationsereignissen mit Wissenschaftsbezug in ausgewählten Schweizer Medien (1945-2013) dargestellt. Detaillierte Einsichten in die Logik gegenwartsbezogener Wissenschaftsberichterstattung verschafft eine ergänzende Medieninhaltsanalyse (2009-2013). Untersucht

<sup>1</sup> Vgl. hierzu auch Eisenegger & Imhof 2008a, S. 74ff

wurde die *medienvermittelte Reputation* des Wissenschaftssystems im Zusammenhang verschiedener Kommunikationsereignisse. Im abschließenden Fazit werden die Erträge der empirischen Analysen bilanziert und die Konsequenzen der medialen Problematisierung von Wissenschaft diskutiert.

## Ursachen intensivierter Problematisierung von Wissenschaft

Mindestens drei Faktoren sind für die spätmoderne Problematisierung der Wissenschaft in der Mediengesellschaft ausschlaggebend (vgl. Imhof, 2003b, S. 43ff; Imhof 2011; Eisenegger & Imhof, 2008a, S. 74ff):

Erstens ist die Problematisierung der Wissenschaft das Produkt eines durch soziale Bewegungen induzierten Wertewandels, der die wissenschaftlich-technische Verfügbarmachung der Welt seit den 1970er Jahren unter Risikoverdacht stellt. Diese Hinterfragung des wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns wurde in den 1980er Jahren auf den Begriff der Risikogesellschaft gebracht (Beck, 1986).

Zweitens ist für die vergrößerte Skepsis gegenüber wissenschaftlicher Wissensproduktion die Ausdifferenzierung der Medien aus der Politik und der damit einhergehende Bedeutungsverlust prinzipiell fortschrittsoptimistischer Weltanschauungen zu berücksichtigen (Imhof, 2003b). In der Ära der Parteipresse wurde der öffentliche Diskurs im Wesentlichen durch die drei Weltanschauungen des Liberalismus, des Sozialismus und des religiös unterlegten Konservatismus dominiert. Nach der Ausdifferenzierung der Medien aus der Politik verloren die weltanschauungsbedingt fortschrittsoptimistischen Perspektiven in der öffentlichen Kommunikation an Bedeutung zugunsten einer Problematisierung der Risiken wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns (Imhof, 2011).

Drittens und besonders bedeutsam für die vergrößerten Reputationsprobleme wissenschaftlicher Institutionen sind die neuen Selektions- und Interpretationslogiken der gegenwärtigen Mediengesellschaft. So zählt es zur Funktionslogik der ökonomisierten Mediensysteme, Probleme und Bedrohungen, aber auch die Risiken wissenschaftlicher Forschung ins Zentrum medialer Themenbewirtschaftung zu rücken. Es lässt sich beobachten, dass die medialisierte Öffentlichkeit die Koexistenz wissenschaftlicher Expertisen und Gegenexpertisen zusehends weniger im Modus der für die Wissenschaft konstitutiven Norm des „organisierten Skeptizismus“ (Merton, 1972) wahrnimmt. Stattdessen werden konträre Wissenschaftsbefunde systematisch im Modus des „Streits“ wahrgenommen (Maasen & Kaiser, 2006), womit der Wissenschaft Reputation entzogen wird, weil die Experten zunehmend als unfähig gelten, eindeutige und in der wissenschaftlichen Gemeinschaft konsentierende Aussagen zu treffen. Zudem lässt sich feststellen, dass wissenschaftliche Akteure zusehends entlang moralischer Fragen bewertet werden, weil Fragen der moralischen Integrität und Fehlbarkeit im kommerzialisierten Mediensystem den höchsten Nachrichtenwert überhaupt besitzen. Entsprechend gewinnt die moralbasierte Sozialreputation gegenüber der funktionalen, die Kompetenz tangierende Reputation an Bedeutung (Eisenegger, 2005, S. 37ff). Dies allerdings zum Nachteil der wissenschaftlichen Akteure, deren Reputation als Folge dieser Moralisierung größeren Skandalisierungsrisiken ausgesetzt ist.

## Entwicklung der Wissenschaftsberichterstattung (1945–2013)

Der Blick auf die Langzeitreihe zur Dynamik von *Kommunikationsereignissen*<sup>2</sup> mit Wissenschaftsbezug lässt den postulierten, grundsätzlichen Wandel der medialen Wissenschaftsberichterstattung hervortreten (siehe Abb. 1).<sup>3</sup>

<sup>2</sup> Die abgebildeten Daten stützen sich auf ein Langzeitprojekt des fôg - Forschungsinstituts für Öffentlichkeit und Gesellschaft der Universität Zürich, das für den Zeitraum 1910 bis aktuell die jeweils pro Jahrgang 20 größten Kommunikationsereignisse der Schweizer Medienarena induktiv erhoben hat (Zum Projekt vgl. Imhof, 1993, S. 11-60). Die angegebenen Werte auf der Y-Achse zeigen den prozentualen Anteil der jeweiligen Kommunikationsereignis-Gruppen an der Gesamtresonanz der zwanzig größten Kommunikationsereignisse aller untersuchten Medien pro Untersuchungsjahr. Folgende Leitmedien wurden kommunikationsereignis-analytisch erfasst: *Neue Zürcher Zeitung* (Qualitätspresse), *Tages-Anzeiger*

(Forumszeitung), *Blick* (ab 1960, Boulevardzeitung), *Vaterland* (ab 1991/1996 ersetzt durch die Folgeorgane *Luzerner Zeitung* bzw. *Neue Luzerner Zeitung*) sowie *Tagwacht* (ab 1993 ersetzt durch das Folgeorgan *Berner Zeitung*).

<sup>3</sup> *Kommunikationsereignisse* werden definiert als thematisch zentrierte, kontinuierliche Berichterstattungsfolgen zu raumzeitlich definierten Ereignissen oder Vorgängen (Eisenegger, 2003, S. 167ff; Imhof, 1993, S. 11ff). Sie sind durch einen spezifischen Aktualitäts- und Situationsbezug charakterisiert und prozessieren verschiedene Beiträge (Presseartikel, TV-, Radio- oder Online-Beiträge) zu einer laufenden Geschichte bzw. „Story“.

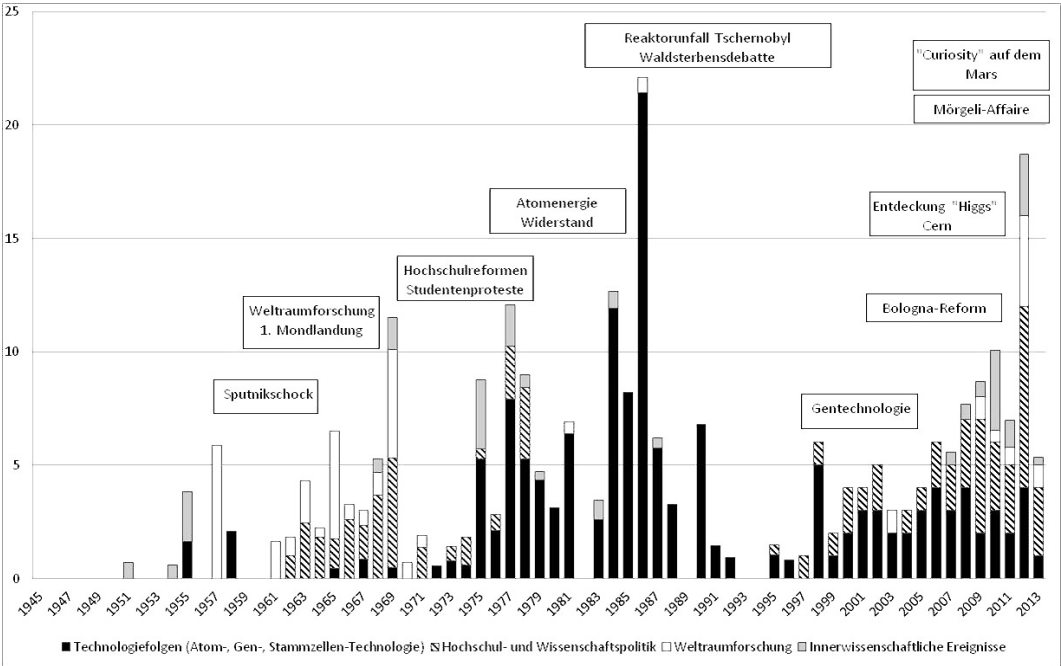


ABB. 1: Diachrone Resonanz von Kommunikationsereignissen mit Bezug zur Wissenschaft (Basis: Resonanzstärkste 20 Kommunikationsergebnisse pro Jahr)

Die Darstellung zeigt die diachrone Entwicklung von Kommunikationsereignissen mit Wissenschaftsbezug. Einbezogen wurden hier die jeweils 20 resonanzstärksten Kommunikationsereignisse pro Jahr.<sup>4</sup> Bis in die 1960er Jahre zeigt sich im medienvermittelten Diskurs eine eigentliche Wissenschaftseuphorie, die am stärksten in den Kommunikationsereignissen zur Weltraumforschung zum Ausdruck kommt (Eisenegger & Imhof, 2008a, S. 78). Im Rahmen dieses positivistischen Fortschrittsoptimismus fanden alle Menschheitsprobleme in dieser Zeit prinzipiell noch ihre (wissenschaftlich ergründete) Lösung. Im Anschluss an die hochschulpolitischen Unruhen der „Kulturrevolution“ der ausgehenden 1960er und frühen 1970er Jahre, vor allem aber durchschlagend in den 1980er Jahren fand demgegenüber zunehmend mehr Risikobewusstsein gegenüber der Wissenschaft Resonanz im medienöffentlichen Raum. Dies manifestiert sich in einer markanten Zunahme von Risikodiskursen über Nebenfolgen

wissenschaftlich-technologischer Innovationen. Während in den 1970er Jahren die Atomtechnologie einem virulenten gesellschaftsweiten Risikobewusstsein ausgesetzt ist, gilt dies für die Gentechnologie in den 1990er Jahren und die Stammzellenforschung nach der Jahrtausendwende. Im Maße dieser Bedrohungswahrnehmung bezüglich wissenschaftlich-technischer Nebenfolgen nimmt die Problematisierung der Wissenschaft zu. Dies ist erklärbar, denn die Bewirtschaftung von Problemen und Bedrohungen gehört zur Kernfunktion gegenwärtiger Mediensysteme (Imhof, 2003a, S. 313-329). Nach den Unruhen der 1968er Jahre ebbt die hochschulpolitische Berichterstattung zunächst ab und nimmt erst zum Zeitpunkt der Einführung des Bologna-Systems in der Schweiz (2003/2004) wieder markant zu. Höhepunkt dieser Entwicklung bilden die Studentenproteste 2009 sowie der Konflikt zwischen SVP-Politiker Christoph Mörgeli und der Universität Zürich.<sup>5</sup>

<sup>4</sup> Bei Abbildung 1 handelt es sich um eine bis in die Gegenwart aktualisierte Darstellung der bereits publizierten Analyse von Eisenegger & Imhof 2008.  
<sup>5</sup> Die sogenannte „Mörgeli-Affaire“ beinhaltet den Konflikt zwischen der Universität Zürich und dem Politiker der Schweizerischen Volkspartei (SVP) und bis dato Lehrstuhlinhaber am medizinhistorischen Institut der Universität Zürich,

Christoph Mörgeli, und erhält in der gesamten Schweizer Medienarena sehr hohe mediale Aufmerksamkeit. Christoph Mörgeli erhielt in diesem Zusammenhang schwerwiegende Kritik am Zustand des von ihm geleiteten Museums und an seiner Lehrtätigkeit. Nach einer außerordentlichen Leistungsbeurteilung Mörgelis durch die Universität wurde der Arbeitsvertrag Mörgelis gekündigt.

## Reputationsdynamiken von Wissenschaft im aktuellen Mediendiskurs (2009–2013)

### Der Untersuchung zugrunde liegende Reputationsbegrifflichkeit

Die postulierte intensivierte Problematisierung von Wissenschaft wurde für die jüngste Gegenwart (2009 bis 2013) mittels einer *Reputationsanalyse* vertiefend untersucht. Der Untersuchung liegt eine dreigliedrige Reputationsbegrifflichkeit zugrunde, die auf Akteure prinzipiell beliebiger Handlungssysteme (Politik/Staat, Wirtschaft, Medien, Wissenschaft etc.) anwendbar ist (Eisenegger, 2004, S. 262ff; Eisenegger, 2005, S. 19ff; Eisenegger & Imhof, 2008b):

Erstens werden Reputationsträger in kognitiver Hinsicht an Zielen bemessen, welche von der systemimmanenten Sinnrationalität der gesellschaftlichen Funktionssysteme vorgegeben sind. Wenn Personen oder Organisationen an Leistungszielen ihrer unmittelbaren *Funktionssysteme* honoriert werden – in der Wissenschaft: Produktion wahrheitswürdiger Erkenntnisse – wird hier von der so genannten *funktionalen Reputation* gesprochen. Funktionale Reputation ist ein Indikator für *Erfolg und Fachkompetenz* und wird daran festgemacht, wie gut eine Person die ihr zugewiesene Rolle ausfüllt oder wie gut eine Organisation oder Institution dem primären Zweck dient, für den sie geschaffen wurde.

Der zweite Reputationstypus, die Sozialreputation, unterliegt gesamtgesellschaftlichen Bewertungsmaßstäben. Der Beurteilungsmaßstab der Sozialreputation gilt der Frage, inwieweit Akteure sich an gesamtgesellschaftlich regulierte, kodifizierte und nicht kodifizierte normative Standards halten, also *sozialverträglich und moralisch integer* agieren. Das Vermögen bzw. Unvermögen eines Reputationsträgers, funktionale und soziale Erwartungen zu erfüllen, beeinflusst schließlich

drittens in emotionaler Hinsicht die Ausgestaltung einer spezifischen *expressiven Reputation*. Diese manifestiert sich in einer positiv bzw. negativ besetzten *Emotionalität* dem Reputationsträger gegenüber und lässt sich u.a. an den Indikatoren zugestanderener bzw. abgesprochener Profiliertheit, Sympathie und Authentizität ablesen.

In vorliegender Studie wird erwartet, dass die Wissenschaft im kommerzialisierten Mediensystem in erhöhtem Maße im Hinblick auf sozial-moralische Folgen ihres Handelns beurteilt wird, die soziale Reputation im Vergleich zur funktionalen Reputation also an Bedeutung gewinnt, und diese Moralisierung zum primären Treiber der expressiv-emotionalen Reputation von Wissenschaft avanciert.

### Methodik der gegenwarts-bezogenen Reputationsanalyse

Zur Überprüfung der These erhöhten Problematisierungsdrucks der Wissenschaft im medien-öffentlichen Raum wurde für den aktuellen Untersuchungszeitraum 2009 bis 2013 ein repräsentatives Medien-Beitragssample *reputationsanalytisch* ausgewertet (Eisenegger, 2005, S. 94ff). Die Selektion des Beitragssamples wurde folgendermaßen vorgenommen: Auf der Basis der Erhebung des „Jahrbuch Qualität der Medien – Schweiz, Suisse, Svizzera“ wurden jene Beiträge ausgewählt, welche der Gesellschaftssphäre „Wissenschaft“ zugeordnet wurden (n=2112).<sup>6</sup> Innerhalb dieser Beitragsmenge wurden für jedes Untersuchungs-jahr diejenigen zehn Kommunikationsereignisse mit Wissenschaftsbezug identifiziert, die am meisten Resonanz erhalten haben. Aus dem Beitragssample dieser Kommunikationsereignisse mit der größten Wissenschaftsthematisierung resultiert das untersuchungsrelevante Beitragssample von insgesamt n=717 zu analysierenden Beiträgen im fünfjährigen Untersuchungszeitraum. Einbezogen wurden neben Printmedien auch Online-, Radio- und TV-Beiträge aller drei großen Schweizer Sprachregionen.

<sup>6</sup> Die Zuordnung zu den sogenannten Gesellschaftssphären stützt sich auf die inhaltsanalytische Qualitätsvalidierung im Rahmen des „Jahrbuch Qualität der Medien – Schweiz, Suisse, Svizzera“ des fög-Forschungsinstitut Öffentlichkeit und Gesellschaft, Universität Zürich. Sie erfolgt anhand der Frontseiten (Presse, Online) und Aufmacherbeiträge (Radio, Fernsehen) (fög 2012, S. 393). Folgende Medien werden in die Analyse einbezogen: *Deutschschweiz: Mittellandzeitung, Basler Zeitung, Berner Zeitung, Die Südostschweiz, Neue Luzerner Zeitung, Neue Zürcher Zeitung, Tages-Anzeiger, Blick, Sonntags-Blick, 20 Minuten, NZZ am Sonntag, Der Sonntag, Sonntags-*

*Zeitung, Weltwoche, DRS1 Echo der Zeit, DRS1 Rendez-Vous, Radio Argovia Nachrichten, Radio 24 News, SF1 10vor10, SF1 Tagesschau, Tele M1 Aktuell, Tele Züri News, NZZ Online, tagesanzeiger.ch, Blick.ch, 20minuten.ch; Suisse Romande: 24 heures, Le Temps, Tribune de Genève, Le Matin, Le Matin Dimanche, 20 minutes, La 1ère Le 12h30, Lausanne FM Journal, RTS Un Journal, Léman Bleu Journal, 24heures.ch, Tribune de Genève Online, Lematin.ch, 20minutes.ch; Svizzera Italiana: Corriere del Ticino, Il Caffè, Rete Uno Radiogiornale 12.30, Radio 3iii Radiogiornale, LAI Telegiornale Sera, Tele Ticino News.*

Im Folgenden werden die wichtigsten inhaltsanalytischen Untersuchungsvariablen kurz charakterisiert: Neben dem thematischen Kontext der Wissenschaftsberichterstattung in Form der jeweiligen *Kommunikationsergebnisse* wurde zur Erfassung der Reputationsdynamiken die im Beitrag jeweils dominierende *Bewertungstonalität* in Form positiver, negativer, neutraler und ambivalenter Bewertungen des Handlungssystems „Wissenschaft“ erhoben. Darüber hinaus wurde erfasst, inwieweit diese Bewertungen die *funktionale* oder die *soziale Reputation* tangieren. Erfolgt die funktionalen oder sozialen Bewertungen stark *emotionalisiert*, so wurden die Beiträge zusätzlich der *expressiven Reputation* zugeordnet. Der Erfassungsvorgang der drei Grundtypen der Reputation folgt also einer methodischen Logik, wonach emotional-expressive Reputationszuschreibungen sowohl in funktionalen wie in sozialen/sozialmoralischen Kontexten erfolgen konnten. Beispielsweise kann eine stark emotional beschriebene wissenschaftliche Innovation sowohl der funktionalen – die wissenschaftliche Kompetenz betonende – wie auch der expressiven Reputation zugewiesen werden. Die expressive Reputation wurde somit parallel zu den Bewertungen funktionalen oder sozialen Typs erfasst. Um die substantielle Eigenleistung der untersuchten Medien zu messen, wurde zusätzlich pro Beitrag eine Unterteilung in Eigenleistung/Vermeldung vorgenom-

men, die es ermöglicht, zwischen einem zumeist deskriptiv-vermeldenden Stil (beispielsweise der Wiedergabe von Forschungsergebnissen) und einer reflektierten, journalistischen Eigenleistung, zu unterscheiden.<sup>7</sup>

Ergebnisse: Regularitäten aktueller Wissenschaftsthematisierung

Abbildung 2 zeigt die Resonanz und Tonalität<sup>8</sup> der untersuchten Wissenschaftsberichterstattung der gesamten Beitragsmenge sowie innerhalb der Unterteilung in Vermeldungen wissenschaftlicher Forschung bzw. PR einerseits und Beiträgen mit substantieller redaktioneller Eigenleistung andererseits.

Das untersuchte Sample zeigt eine klare Dominanz des Berichterstattungstyps wissenschaftlicher Vermeldungen/PR. Dabei handelt es sich um Medienbeiträge, die klar auf einen Stimulus bzw. eine PR-Leistung des Wissenschaftssystems zurückgeführt werden können. Nahezu drei Viertel (73%, n=521) der untersuchten Beiträge beruhen auf solchen Fremdleistungen des Wissenschaftssystems. Es handelt sich hier größtenteils um Beiträge, welche Forschungsergebnisse und neue Erkenntnisse verkünden und somit im Wesentlichen die inhaltlichen Vorgaben des Wissenschaftssystems übernehmen (beispielswei-

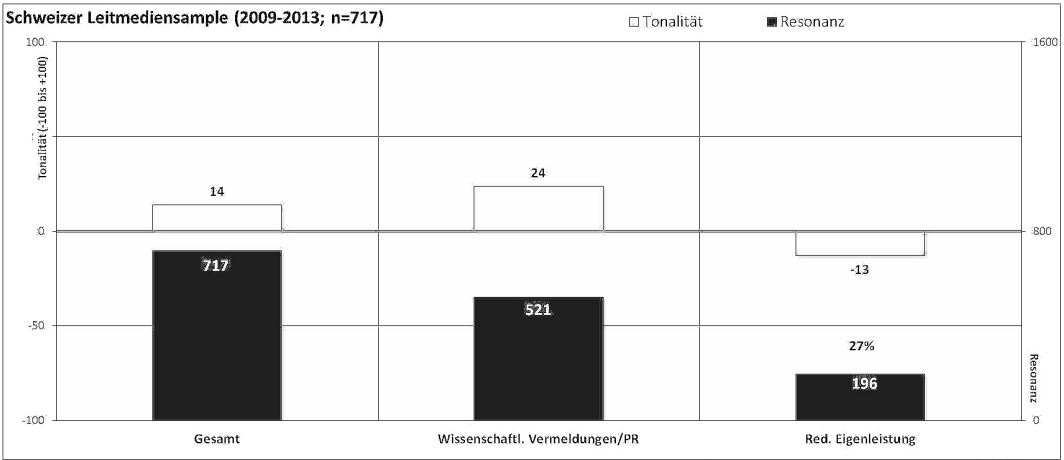


ABB. 2: Berichterstattungstypen mit Wissenschaftsbezug

<sup>7</sup> Die Unterscheidung zwischen wissenschaftlichen Vermeldungen/redaktioneller Eigenleistung rekurriert auf den Anspruch, dass Informationsmedien Ereignisse in Zusammenhänge einordnen und Hintergrundinformationen bereitstellen sollen, damit die Forums-, Kontroll- und sowie die Integrationsfunktion öffentlicher Kommunikation gewährleistet werden (fögg 2012, S. 395).

<sup>8</sup> Unterschieden werden die Ausprägungen Resonanz (untere

Säulen) und Tonalität (obere Säulen). Die Resonanz misst das absolute Berichterstattungsvolumen pro Untersuchungseinheit. Die Tonalität misst das prozentuale Übergewicht positiver oder negativer Thematisierung der jeweiligen Untersuchungskategorie. Die Variable Tonalität stützt sich auf eine vier-stufige Codierung mit den Ausprägungen positiv, negativ, ambivalent oder neutral.



se Verleihung des Nobelpreises, Entdeckung des Higgs-Teilchens am Genfer CERN, European Council for Nuclear Research). Dementsprechend positiv fällt die Tonalität innerhalb diesen Typs aus (+24). Umgekehrt stellt es sich bei den Beiträgen mit substantieller redaktioneller Eigenleistung dar, die mit 27% einen wesentlich geringeren Anteil am gesamten Sample haben und in einer negativen Berichterstattungstonalität gehalten (-13) sind. Diese resultiert vornehmlich aus einer Reflexion hochschulpolitischer Fragen (siehe Abb. 3). Dieser Befund legt die Schlussfolgerung nahe, dass bei hoher journalistischer Eigenleistung die Bewertung des Wissenschaftssystems regelhaft kritischer ausfällt. Werden in der medialen Wissenschaftsberichterstattung also in größerem Ausmaß journalistische Ressourcen in Form von Recherchen oder kommentierenden Eigenleistungen aktiviert, so handelt es sich (abgesehen von spektakulären Wissenschaftsinnovationen) großmehrheitlich um problematisierende bis skandalisierende Beiträge. Wie in Abbildung 3 ersichtlich, unterstützt diese Schlussfolgerung die Darstellung von Reputationsdynamiken innerhalb fünf gebildeter Meta-Diskurse in der Wissenschaftskommunikation in Form der jeweiligen Resonanz in den Kategorien Vermeldungen versus Eigenleistungen sowie der jeweils zugehörigen Berichterstattungstonalität.

Die höchste Resonanz in der Wissenschaftsberichterstattung erhalten in der untersuchten Beitragsmenge innerwissenschaftliche Ereignisse, d.h. solche Ereignisse, die primär in der Binnenlogik des Wissenschaftssystems zu verorten sind (Preisverleihungen, Forschungsergebnisse etc.). Wenig überraschend stellen in diesem Meta-Diskurs wissenschaftliche Vermeldungen den resonanzstärksten Berichterstattungstyp bei deutlich positiver Tonalität dar. Hochschul- und Wissenschaftspolitik wird im Untersuchungszeitraum mehrheitlich

durch zwei Hauptereignisse bestimmt: Dies sind zum einen die Studentenproteste 2009 in Folge der Umsetzung der Bologna-Reform und zum anderen (und vorherrschend) der stark sozialmoralisch aufgeladene Konflikt zwischen dem Zürcher SVP-Politiker Christoph Mörgeli und der Universität Zürich. Die Themengebiete Weltraumforschung (NASA-Aktivitäten, Mars-Landung) und Technologiefolgen (Gentechnologie, Stammzellenforschung, Klimawandel) sind – ähnlich wie innerwissenschaftliche Ereignisse – ebenfalls durch einen hohen Anteil deskriptiver Vermeldungen/PR gegenüber redaktioneller Eigenleistung gekennzeichnet. Die Berichterstattung innerhalb dieser beiden Meta-Diskurse ist ebenfalls positiv, wobei Technologiefolgen im Verhältnis kritischer diskutiert werden und der Tonalitätswert dementsprechend nur leicht positiv ausfällt (+4). Der Meta-Diskurs zu Krisenereignissen wird innerhalb des Untersuchungszeitraums bestimmt von zwei Naturkatastrophen (Erdbeben in Haiti 2010, Fukushima 2011). Die Berichterstattungstonalität fällt innerhalb dieser Diskurse positiv aus, weil wissenschaftliche Forschung als entscheidender Faktor für die künftige Abwendung derartiger Katastrophen bewertet wird.

In Bezug auf das Bewertungsziel des Wissenschaftssystems zeigt Abbildung 4 die Reputationseffekte funktionaler, sozialer und expressiver Thematisierung von Wissenschaft mitsamt der Bewertungstonalität innerhalb der drei Reputationsdimensionen.

Bei den untersuchten Beiträgen zeigte sich eine Dominanz funktionaler Berichterstattung, d.h. solcher Beiträge, welche Wissenschaft in einen kompetenz- und erfolgsorientierten Kontext stellt. Die unmittelbare Funktion des Wissenschaftssystems – Produktion wahrer Erkenntnisse – wird in der Medienberichterstattung größten-

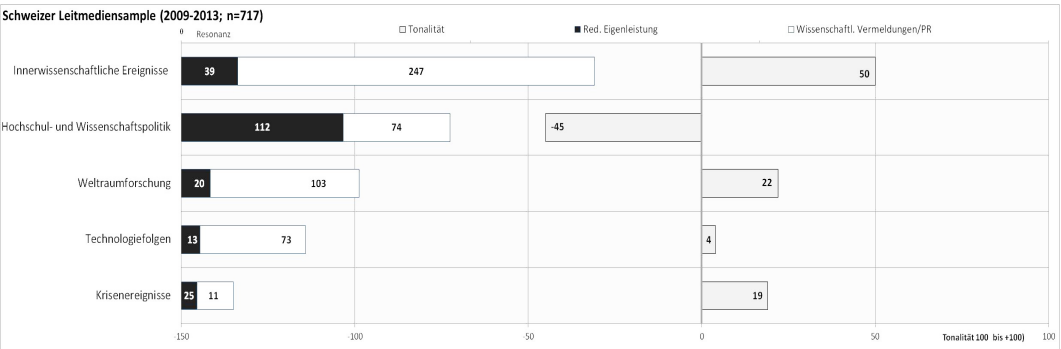


ABB. 3: Reputationsdynamiken wissenschaftlicher Themen

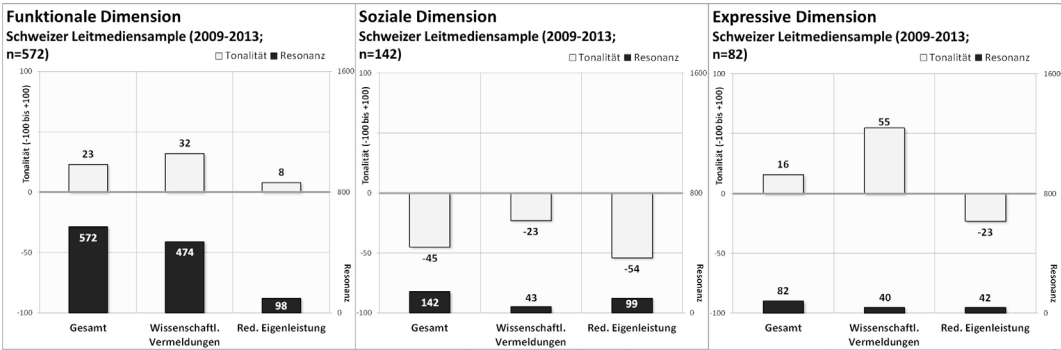


ABB. 4: Funktionale, soziale und expressive Reputationsdynamiken von Wissenschaft

teils übernommen und das Gros der Berichterstattung findet im vermeldenden Stil statt. Dies hat einen positiv-unkritischen Bewertungsüberhang zur Folge.

Die sozial reputierte Berichterstattung, d.h. jene über sozialmoralische Folgen und Nebenfolgen wissenschaftlichen Handels wiederum zeigt ein diametral Gegenteiliges Bild: Hier dominieren Beiträge mit einer stärkeren journalistischen Eigenleistung sowie einer deutlich negativen Bewertung. Sofern Wissenschaft in der Sozialdimension zum Medienthema wird, geschieht dies stark überwiegend in einem reputationsbelastenden, kritischen Kontext. Dieser Befund lässt auf deutlich negative Effekte sozialmoralischer und allgemein gesellschaftlicher Thematisierung von Wissenschaft in der Medienberichterstattung schließen. Innerhalb der vorliegenden Untersuchung wird der Hauptteil der sozialmoralischen Berichterstattung dominiert vom Disput zwischen Christoph Mörgeli und der Universität Zürich.

Eine expressive, d.h. stark emotionalisierende Form der Kritik oder Belobigung von Wissenschaft ist lediglich in ca. 10% der untersuchten Beiträge feststellbar. Hier allerdings ist ebenfalls der Unterschied zwischen den beiden Berichterstattungstypen bemerkenswert: Während emotional ausgedrückte wissenschaftliche Vermeldungen eine sehr positive Berichterstattungstonalität zur Folge haben (+55), wird Wissenschaft in expressiven Beiträgen mit hoher redaktioneller Eigenleistung äußerst kritisch bewertet. Dieser Befund zeigt, dass die Berichterstattung in dem Maß zur Polarisierung neigt, wie sie in stark emotionalisierenden Kontexten Resonanz erhält.

In welchen konkreten Kommunikationsereignissen das Handlungssystem Wissenschaft am stärksten Resonanz erhält und welche Reputationseffekte von diesen thematischen Kontexten ausgehen, zeigt Abbildung 5. Weiterhin wird hier abermals zwischen den beiden Berichterstattungstypen (wissenschaftliche Vermeldungen/PR versus redaktionelle Eigenleistung) differenziert.

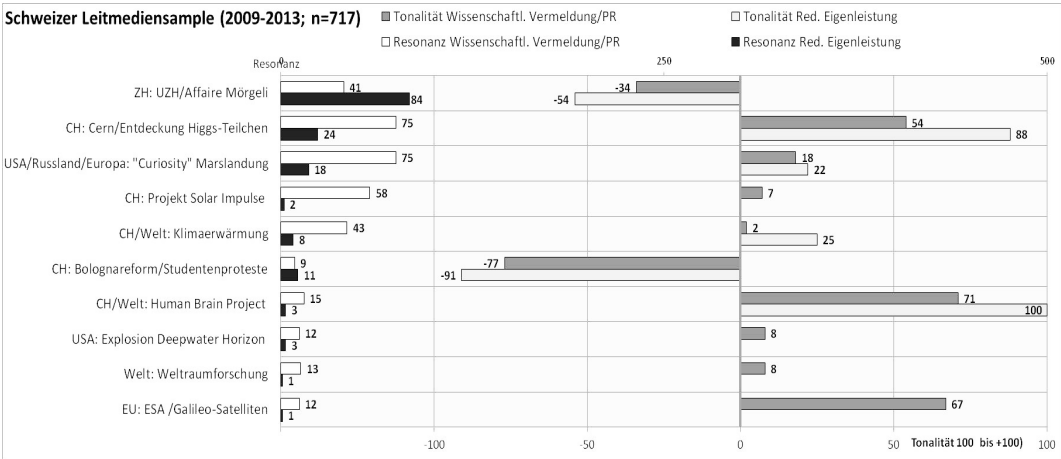


ABB. 5: Top 10 Kommunikationereignisse mit Wissenschaftsbezug

Die Betrachtung der zehn resonanzstärksten Kommunikationsereignisse bestätigt die bisherigen Befunde: Die Berichterstattungstonalität fällt bei Ereignissen mit stark vermeldendem Charakter neutral bis positiv aus, während eine starke Aktivierung journalistischer Eigenleistung eher zu kritischen Bewertungen führt. Besonders im Kontext hochschulpolitischer Konflikte fällt die Tonalität negativ aus. Außergewöhnliche Forschungsergebnisse (Higgs-Teilchen), aufmerksamkeitswirksame Projekte im Bereich Solarenergie und Weltraumforschung (Mars-Landung, Galileo-Satelliten), Entwicklungen des Wissenschaftsstandortes Schweiz (Förderung Human Brain Projekt), die Diskussion von Technologiefolgen (Klimaerwärmung) sowie wissenschaftlicher Fortschritt zur Verhinderung von Naturkatastrophen (Explosion Deepwater Horizon) weisen einen positiven Bewertungsüberhang auf. Die sogenannte „Mörgeli-Affaire“ stellt das resonanzstärkste Kommunikationsereignis zwischen 2009 und 2013 dar und erhält in der gesamten Schweizer Medienarena sehr hohe mediale Aufmerksamkeit. Der Konflikt ist gekennzeichnet durch eine Vielzahl an gegenseitigen sozialmoralischen Vorwürfen der beiden Parteien, wobei auch die Schweizer Medien in diesem Zusammenhang in die Kritik geraten.<sup>9</sup> Die kontroverse Debatte dreht sich nebst der Frage nach Transparenz universitärer Strukturen auch um die Unabhängigkeit des Wissenschaftssystems von politischen Entscheidungen. 2013 erhält der Konflikt durch die Veröffentlichung von Plagiatsfällen am ehemaligen Institut Mörgelis eine zusätzliche Dimension, welche eine erhebliche Empörungsbewirtschaftung nach sich zieht und die Frage

aufwirft, inwiefern Wissenschaft weiterhin glaubwürdig sein kann.<sup>10</sup> Die Skandalisierung Mörgelis und der Universität Zürich führt zu einer verstärkten journalistischen Eigenleistung. Die Studentenproteste gegen die Bologna-Reform aus dem Jahr 2009 stellen den zweiten hochschulpolitischen Konflikt im Untersuchungszeitraum dar und konstituieren ebenfalls ein reputationsminderndes Ereignis für das System Wissenschaft.

Das zweitstärkste Kommunikationsereignis dreht sich um die Entdeckung des Higgs-Teilchens am Genfer CERN. Die Verkündung der Entdeckung durch das Wissenschaftssystem wird im Kontext eines erheblichen Fortschrittsoptimismus belobigt und akzentuiert zudem den Wissenschaftsstandort Schweiz. Die Bewertungen fallen in beiden Berichterstattungstypen positiv aus. Ähnlich stellt sich die Berichterstattung zur Raumfahrt dar: Die Landung des US-amerikanischen Forschungsroboters „Curiosity“ auf dem Mars wird als Meilenstein in der Weltraumforschung gefeiert. Eben solcher Befund gilt weiterhin für das Projekt „Solar Impuls“, welches auf Rang vier der Kommunikationsereignishierarchie zwischen 2009 und 2013 rangiert. Sowohl in der Weltraumforschung, als auch bei dem Solarprojekt ist der Berichterstattungscharakter deskriptiver und vermeldender Art.

Es wurde also gezeigt, dass redaktionelle Eigenleistungen regelhaft mit einer kritischen Berichterstattungstonalität für das Wissenschaftssystem einhergehen. Welche Medientypen sind besonders spezialisiert auf eine derartige, kritische Wissenschaftsberichterstattung? Dies zeigt Abbildung 6.

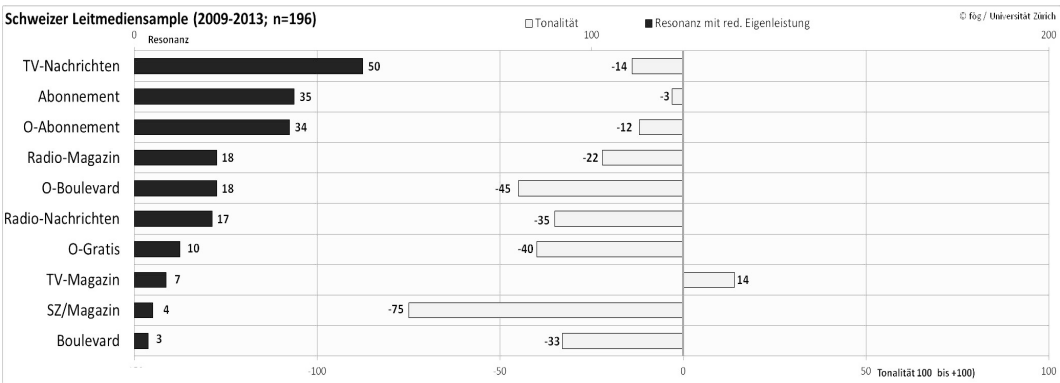


ABB. 6: Wissenschaftsthematisierung in verschiedenen Medientypen (nur Beiträge mit redaktioneller Eigenleistung)

<sup>9</sup> Die Mittellandzeitung vom 14.09.2012: „Mörgeli: Ich bin eines von 1000 Schweizer Mobbing-Opfern“.  
<sup>10</sup> Die Schweizer Fernsehsendung *Rundschau* warf Mörgeli in diesem Zusammenhang vor, Dokortitel für Transkriptionen

ohne erkennbare wissenschaftliche Leistung verliehen zu haben. Im Kontext dieses Vorwurfs gerät auch die Universität Zürich und mithin das System Wissenschaft insgesamt in den Fokus öffentlicher Kritik.

Hier sind Fernsehnachrichten, Abonnementszeitungen sowie die Online-Auftritte von Abonnementszeitungen als Medientypen mit der höchsten redaktionellen Eigenleistung in der Wissenschaftskommunikation ausgewiesen. Auffällig ist abermals (analog zu den vorherigen Befunden), dass die Berichterstattungstonalität innerhalb der Beiträge mit hoher journalistischer Eigenleistung fast durchgehend negativ ausfällt (Ausnahme: TV-Magazine). Dieser Befund ist zum einen damit zu erklären, dass hier die auf Wissenschafts-Innovationen abstellende Berichterstattung über die Entdeckung des Higgs-Teilchens sowie über zwei Nobelpreisträger durch das TV-Magazin *10vor10* (SRF) im Speziellen stark dominieren.

Da die vielfach erwähnte „Mörgeli-Affaire“ innerhalb der Gegenwartsanalyse einen bedeutenden Reputationstreiber für das Wissenschaftssystem darstellt, werden im Folgenden die am Diskurs beteiligten Medien nochmals geson-

dert in ihrer Resonanz und Bewertungstonalität dargestellt.

Abbildung 7 macht deutlich, dass der Konflikt zwischen Christoph Mörgeli und der Universität Zürich offenbar von allgemeiner gesellschaftlicher Relevanz ist: Es zeigt sich ein äußerst breites Spektrum an verschiedenen Medientiteln, die am Diskurs beteiligt sind. Da sich derartige Konflikte für Skandalisierungen eignen, steht der Online-Auftritt der Boulevardzeitung *Blick* als resonanzstärkstes Medium an erster Stelle. Thematisierungen auf *Blick.ch* finden vornehmlich konfliktstilisierend und stark personalisiert statt. Die örtliche Nähe des Konflikts ist weiterhin eine Erklärung für die starke Thematisierung durch *Tele Züri* sowie den *Zürcher Tages-Anzeiger*. Die Bewertungstonalität fällt folgerichtig fast durchgehend sehr negativ aus. Lediglich in wenigen Medien (Sonntagszeitungen, Westschweizer Medien *Le Temps* und *LeMatin.ch*) wird der Konflikt neutral vermeldet.

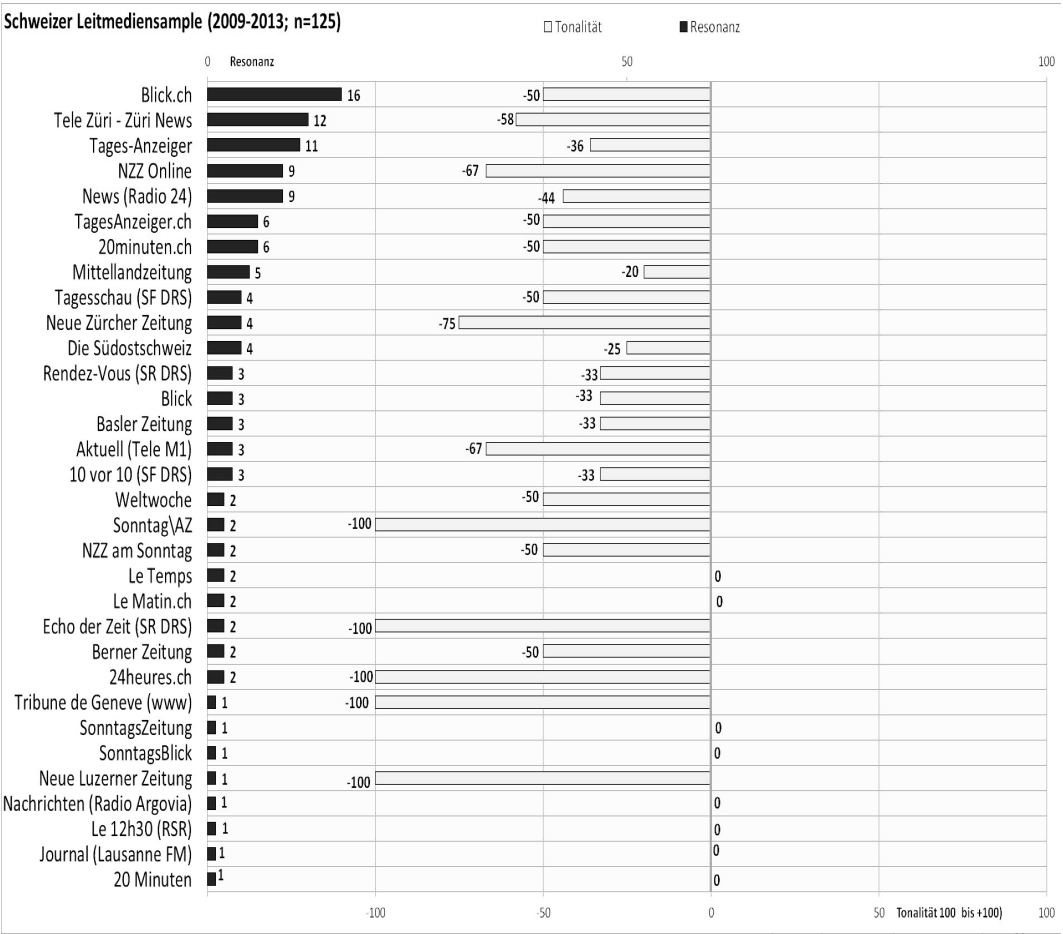


ABB. 7: Bewertung nach Medium in der „Mörgeli-Affaire“

## Fazit und Ausblick

Der vorliegende Beitrag befasst sich mit dem Wandel und den Regularitäten der öffentlichen Resonanz der Wissenschaft. Vor dem Hintergrund einer vermuteten Reputationsvolatilität des Wissenschaftssystems und einer verstärkt problematisierten Berichterstattung über Wissenschaft wurden mithilfe einer diachronen Inhaltsanalyse Berichterstattungsmerkmale überprüft, welche zur Reputationsvolatilität des Systems Wissenschaft beitragen könnten. Hierfür wurde die Langzeitentwicklung der Berichterstattung über Wissenschaft nachgezeichnet (1945-2013), welche eine Zunahme an problematisierender Wissenschaftsberichterstattung zeigt.

Zum anderen konnte mithilfe einer gegenwartsbezogenen Reputationsanalyse zum Wissenschaftssystem (2009-2013) eine zweigeteilte Berichterstattung ermittelt werden: Einerseits lässt sich eine Berichterstattung beobachten, die weitgehend auf die Inputs bzw. PR der Wissenschaft abstellt und stark vermeldenden Charakter hat. Diese Berichterstattung ist durch einen erhöhten Anteil an Kurz- und Agenturmeldungen gekennzeichnet und mehrheitlich in neutraler bis positiver Tonalität gehalten. Andererseits lässt sich feststellen, dass medial vor allem dann journalistische Ressourcen in Form kommentierender Eigenleistung und/oder Recherche aktiviert werden, wenn die Möglichkeit besteht, Wissenschaft zu problematisieren oder zu skandalisieren. In diesem Kontext sind sowohl umfangreichere, als auch kritisch-reflektierende Berichte zu verzeichnen. Die Berichterstattungstonalität ist deutlich negativer. Diese erhöhte journalistische Eigenleistung ist insbesondere bei Fernsehnachrichten und Abonnementszeitungen (on- und offline) zu verzeichnen.

Insgesamt konnte damit gezeigt werden, dass die mediale Thematisierung von Wissenschaft einem ambivalenten Grundmuster folgt. Einerseits hat es das Wissenschaftssystem unter Bedingungen knapper Ressourcen im Journalismus (Medienkrise) einfacher, mit seinen PR-Inputs Medienresonanz zu erhalten. Andererseits zeigt sich eine verstärkte Tendenz, die Wissenschaft in spezifischen Themenkontexten in der gesamten Medienarena gleichläufig zu problematisieren oder gar zu skandalisieren. Die mediale Problembewirtschaftung der Wissenschaft fokussiert sich insbesondere auf die moralisch argumentierende Infragestellung ihrer Professionalität (Plagiatsfälle), ihrer ökonomischen und politischen Unabhängigkeit, ihrer gesellschaftlichen Relevanz und schließlich ihrer Werturteilsfreiheit.

Gesamthaft ist das Wissenschaftssystem dadurch wie postuliert einer erhöhten Volatilität ihrer Reputationsentwicklung ausgesetzt. Daraus leitet sich ab, dass die mediale Thematisierung von Wissenschaft immer mehr einem Grundmuster folgt, wonach wissenschaftliches Wissen als vorläufiges, ungesichertes Wissen erachtet wird und die wissenschaftlichen Wissensproduzenten verstärkt um ihre Reputation bangen müssen. Da die Wissenschaftsreputation damit gleichzeitig stärker im medienöffentlichen Raum mitverhandelt wird, zwingt dies die Wissenschaftsakteure, auf die Reputationsdynamik ebenfalls im verstärkten Maß im medialen Raum zu reagieren. Aus diesem sich wechselseitig verstärkenden Prozess leitet sich ab, dass sich die Präsenz der Wissenschaft in der Medienöffentlichkeit weiter auf hohem Niveau halten wird. Es zeigt sich hier ein folgenreicher Medialisierungseffekt, welcher die Wissenschaft zwingt, ihre mediengerichtete Kommunikation weiter zu professionalisieren und dafür auch die entsprechenden Ressourcen bereit zu stellen.



## Bibliographie:

- Beck, U. (1986). *Risikogesellschaft*. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M.
- Eisenegger, M. (2003). Kommunikationsereignisse oder Issues – die Elementarteilchen sozialwissenschaftlicher Öffentlichkeitsforschung. In: Meier, M. L., Hurrelmann, A., Nullmeier, F., Pritzlaff, T. & Wiesner, A. (Hg.), *Politik als Lernprozess? Wissenszentrierte Ansätze der Politikanalyse*. Opladen, S. 167-196.
- Eisenegger, M. (2004). Reputationskonstitution in der Mediengesellschaft. In: Imhof, K., Blum, R., Bonfadelli, H. & Jarren, O. (Hg.), *Mediengesellschaft*. Strukturen, Merkmale, Entwicklungsdynamiken. Wiesbaden, S. 262-292.
- Eisenegger, M. (2005). *Reputation in der Mediengesellschaft – Konstitution, Issues Monitoring, Issues Management*. Wiesbaden.
- Eisenegger, M. & Imhof, K. (2008a). Die Wissensproduktionsstätte Wissenschaft unter Druck – Regularitäten medialisierter Wissenschaftsberichterstattung. In: Raabe, J., Stöber, R., Theis-Berglmaier, A. M. & Wied, K. (Hg.), *Medien und Kommunikation in der Wissensgesellschaft*. Konstanz, S. 74-86.
- Eisenegger, M. & Imhof, K. (2008b). Funktionale, soziale und expressive Reputation – Grundzüge einer Reputationstheorie. In: Röttger, U. (Hg.), *Theorien der Public Relations*. Grundlagen und Perspektiven der PR-Forschung, 2. und erweiterte Aufl. Wiesbaden, S. 243-264.
- fö (2012). *Jahrbuch Qualität der Medien Schweiz – Suisse – Svizzera*. Basel.
- Habermas, J. (1988). *Theorie des kommunikativen Handelns*. Erster Bd. Frankfurt a. M.
- Imhof, K. (1993). Vermessene Öffentlichkeit – vermessene Forschung? Vorstellung eines Projekts. In: Imhof, K., Kleger, H. & Romano, G. (Hg.), *Zwischen Konflikt und Konkordanz*. Analyse von Medienereignissen in der Schweiz der Vor- und Zwischenkriegszeit. Zürich, S. 11-60.
- Imhof, K. (2003a). Politik im neuen Strukturwandel der Öffentlichkeit. In: Nassehi, A. & Schroer, M. (Hg.), *Der Begriff des Politischen*. Grenzen der Politik oder Politik ohne Grenzen? Sonderband der „Sozialen Welt“. München, S. 313-329.
- Imhof, K. (2003b). Die Wissenschaft in der öffentlichen Kommunikation. In: Kirchschräger, P. G., Belliger, A. & Krieger, D. J. (Hg.), *Stammzellforschung*. Zürich, S. 43-53.
- Imhof, K. (2006). *Die Diskontinuität der Moderne*. Zur Theorie des sozialen Wandels. Frankfurt, New York.
- Imhof, K. (2011). *Die Krise der Öffentlichkeit: Kommunikation und Medien als Faktoren des sozialen Wandels*. 2. Aufl. Frankfurt, New York.
- Maasen, S. & Kaiser, M. (2006). Vertrauen ist gut. Verantwortung ist besser. Wissenschaft und Politik in der Vertrauenskrise: Weiter mit Verantwortung? In: Rehmann-Sutter, C., Scully, J. L., Porz, R. & Zimmermann-Aklin, M. (Hg.), *Gekauftes Gewissen – die Rolle der Bioethik in Institutionen*. Münster.
- Merton, R. K. (1972). Wissenschaft und demokratische Sozialstruktur. In: Weingart, P. (Hg.), *Wissenschaftssoziologie I*, Wissenschaftliche Entwicklung als sozialer Prozess. Frankfurt a.M., S. 115-126.
- Weber, M. (1973). Vom inneren Beruf der Wissenschaft. In: Winckelmann, J. (Hg.), *Max Weber*. Soziologie, Universalgeschichtliche Analysen, Politik. Stuttgart.
- Weber, M. (2004). *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*. München.
- Weingart, P. (2005). *Die Wissenschaft der Öffentlichkeit*. Weilerswist.

### Mark EISENEGGER

Dr., ist Gastprofessor für Organisationskommunikation an der Universität Salzburg (2012–2014); Co-Leiter des Forschungsinstituts Öffentlichkeit und Gesellschaft (fög), Universität Zürich; Arbeitsschwerpunkte in Forschung und Lehre: Organisationskommunikation, Wirtschaftssoziologie, Reputationsforschung, Medienwandel.

### Susanne GEDAMKE

M.A., ist Projektleiterin Gesundheitskommunikation; Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft und Politikwissenschaft an den Universitäten Bielefeld, Zürich und Fribourg (CH). Projektleiterin Gesundheitskommunikation am Forschungsinstitut Öffentlichkeit und Gesellschaft (fög), Universität Zürich.

### Aktuelle Publikation:

Gedamke, S. (2013). *Burnout in der öffentlichen Kommunikation der Schweiz – zwischen Modediagnose und Volkskrankheit*. Reihe Medien Skripten, Bd. 56. Baden-Baden.

# Wissenschaft im Imagefilm

Über eine neue visuelle Form externer Wissenschaftskommunikation

**Stefan Bauernschmidt**

**Kultur- und Religionssoziologie, Universität Bayreuth**

## Abstract

Der vorliegende Beitrag rückt eine höchst aktuelle und zu einem sozialen Tatbestand aufsteigende visuelle Form externer Wissenschaftskommunikation ins Zentrum der Aufmerksamkeit: den Imagefilm. Obgleich Imagefilme in zunehmendem Maße von Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen eingesetzt werden, findet dieses Phänomen in der einschlägigen Forschungsliteratur nur marginal und unsystematisch Beachtung. Es wird daher zunächst auf deren Verbreitung eingegangen, deren Relevanz in Wissensgesellschaften hervorgehoben und im Anschluss daran Imagefilme in einer ersten Annäherung charakterisiert. Der zweite Abschnitt behandelt das Auftauchen dieser visuellen Form im Zusammenhang mit der Krise des Verhältnisses zwischen Wissenschaft und Gesellschaft. Es wird auf das damit aufgerufene Ursachenbündel, insbesondere auf das sich verändernde Verhältnis zwischen Staat, Hochschule und Öffentlichkeit, eingegangen; Wandlungen, die zur Übertragung dieser visuellen Form aus der Welt der Wirtschaft in die wissenschaftliche Welt und zu deren Einsatz in der externen Wissenschaftskommunikation geführt haben.

Hochschulen (und außeruniversitäre Forschungseinrichtungen) bedienen sich verstärkt einer visuellen Form in der externen Wissenschaftskommunikation, die für den Moment gut eingefangen werden kann mit dem Arbeitsbegriff Imagefilm. Spätestens seit der Jahrtausendwende ist zu beobachten, wie sich diese visuelle Form im Wissenschaftssystem etabliert und institutionalisiert. Aber auch in anderen Feldern sind Imagefilme anzutreffen, wie z.B. in Stadtpräsentationen oder Außendarstellungen von Non-Profit-Organisationen. Diese rasante und feldübergreifende Verbreitung deutet darauf hin, dass diese visuelle Form für die „Wissensgesellschaft“ ebenfalls typisch zu werden scheint. An diese Beobachtungen knüpft sich unmittelbar die grundlegende wissenssoziologische Frage nach der Funktion von Imagefilmen mittels derer sich Hochschulen nach außen darstellen: Welches spezifische kommunikative Problem organisiert, routiniert und versucht der Imagefilm hier verpflichtend zu machen?

Bevor allerdings auf diese analytische Fragestellung eine Antwort gegeben werden kann, sind wegen der marginalen wie unsystematischen Beachtung dieses Phänomens in der Forschungsliteratur eine Reihe deskriptiver Fragen zu beantworten: Was überhaupt ist ein Imagefilm? Wann ist erstmalig dieses Format im deutschen Wissenschaftssystem aufgetaucht? Welche historischen Veränderungen waren gegeben bzw. müssen gegeben sein, sodass das Wissenschaftssystem sich dieses Formats bedient? Was kennzeichnet diese kommunikative Form und welche Variationen sind feststellbar? Inwiefern unterscheidet sich diese von anderen Formen, wie z.B. Fotografien auf Websites, und von anderen kommunikativen Gattungen, wie z.B. der Imagebroschüre?

Aufgrund der fehlenden Antworten auf diese Fragen und angesichts des Standes des Forschungsvorhabens, dem diese Ausführungen entnommen sind<sup>1</sup>, fokussiert der Beitrag hierauf: Wie verbreitet sind Imagefilme? Was charakterisiert

<sup>1</sup> Das diesem Artikel zugrunde liegende Forschungsprojekt „Visuelle Wissenschaftskommunikation: Imagefilme in der Wissenschaft“ beabsichtigt, die in der Wissenssoziologie entwickelte Gattungsanalyse auf eine wichtiger werdende visuelle Form in der externen Wissenschaftskommunikation, auf Imagefilme, anzuwenden. Imagefilme sind in einer Zeit, in der der kommunikative Raum zwischen Wissenschaft und Ge-

sellschaft zunehmend von Visualisierungen besetzt wird, ein ausgezeichnete Forschungsgegenstand. Dies deshalb, da sich hier wissenschaftliche und öffentliche Sphäre mannigfaltig verschränken – auf der Ebene der Akteure ebenso wie auf der des Artefakts. Die Analyse von Imagefilmen verspricht eine tiefere Einsicht in die Beziehung zwischen Wissenschaft und Gesellschaft.

Imagefilme? Wann sind sie aus dem wirtschaftlichen Bereich, in dem diese Form entstanden ist und sich entwickelt hat, in den der Wissenschaft übertragen worden? Es ist gerade diese letzte Frage, die das Augenmerk auf gesellschaftshistorische Entwicklungen richtet, die verantwortlich sind für die Transkulturation von Imagefilmen.

## Imagefilme im Wissenschaftssystem

### Zur Verbreitung von Imagefilmen

Für Hochschulen waren Imagefilme um das Jahr 2000 noch von geringer Bedeutung. Dies hat sich seither, nachdem sich die technischen Voraussetzungen verbessert haben (Castells, 2003, S. 188-190) und Imagefilme zeitökonomisch und kostengünstig hergestellt werden können (Bewerbermagnet Imagefilm, 2008), komplett verändert. Einige Zahlen genügen, um diese Entwicklung aufzuzeigen. Eine erste Sichtung der Verbreitung von Imagefilmen im deutschen Hochschulsystem – durchgeführt im Sommer 2012, vorerst eingeschränkt auf Universitäten und den Universitäten gleichgestellten Hochschulen (n=110, Hochschulkompass, Stand 2011) – ergibt folgendes Bild:<sup>2</sup> 59 Prozent besitzen mindestens einen Imagefilm auf der einen oder anderen Organisationsebene – Tendenz steigend (Stand 2012).<sup>3</sup> In der Regel stellen die in die Websites eingebetteten Imagefilme die Hochschule als Ganze dar, jedoch fanden sich Imagefilme auch auf der Ebene der Fakultät und sogar des Lehrstuhls. Der Vergleich mit der Zeit um die Jahrtausendwende zeigt eine stark ansteigende Verbreitung von Imagefilmen. Damals fanden sich bei elf untersuchten Universitäten auf 21 von 519 Websites (vier Prozent) audiovisuelle Sequenzen bzw. multimediale Animationen. Im Vergleich zu den Forschungsinstituten blieben die Universitäten in der Nutzung von Visualisierungen (Fotografien, Illustrationen, Animationen/Videoclips) zurück (Lederbogen & Trebbe, 2003). Im direkten Vergleich der Bildmedien untereinander kommentieren Lederbogen und Trebbe die Lage wie folgt:

*„both groups - universities and other institutions alike - make some use of illustrations and entertaining elements to enhance the readability*

*of the texts. Multimedia animations and video sequences are still of minor importance.“*  
(ebd., 2003, S. 346).

Obwohl ihre Studie aufgrund der Schwierigkeit, die Grundgesamtheit forschender Einrichtungen zu erfassen, nicht repräsentativ sein konnte, treffen andere (jüngere) Studien, die ebenfalls auf derartige Artefakte zu sprechen kommen, ganz ähnliche Aussagen (vgl. Massoli, 2007; Zerfaß, Mahnke, Rau & Boltze, 2008; Beck, 2012). Neben der räumlichen und zeitlichen Verbreitung von Imagefilmen ist auch deren soziale Verbreitung beachtenswert. Nicht nur sind sie aus dem wirtschaftlichen in den wissenschaftlichen Bereich übernommen worden, sie sind auch in anderen kulturellen Kontextfeldern anzutreffen: So finden sie sich, wie bereits erwähnt, im Einsatz für Stadtpräsentationen (Betz, 2011), in Außendarstellungen von Archiven, Bibliotheken und Museen (vgl. Hansky & Fehlhammer, 2004; Lange, 2009; Boll & Maibach, 2012), bei Non-Profit-Organisationen (Landau & Luther, 1992) ebenso wie im religiösen Kontext („Ich glaube. Ich sehe“, 2000). Diese feldübergreifende und dynamische Verbreitung deutet darauf hin, dass der Imagefilm zu einer typischen visuellen Form in der „Wissensgesellschaft“ zu werden scheint.

### Zur Charakterisierung von Imagefilmen

Doch was liegt hier überhaupt für ein Artefakt vor, dessen sich die Hochschulen bedienen? Zunächst ist zu bemerken, dass diese Form im wissenschaftlichen Bereich neuartig, sie selbst hingegen nicht neu ist; hat sie doch mit dem Industriefilm ihren historischen Vorläufer (Hentschel & Casser, 2007). Neu ist deren Transkulturation. Diese Übertragung aus der Wirtschaft in die Wissenschaft mitsamt der Etablierung entsprechender Public-Relations- (PR-)Abteilungen an Hochschulen entwickelt sich in einem historischen Moment, in dem ein relativ hohes Komplexitätsniveau des gesamtgesellschaftlichen Kommunikationspotentials erreicht ist (Ronneberger & Rühl, 1992). Generell scheint dies seit den späten 1980er Jahren der Fall zu sein. (Hierauf wird im nächsten Abschnitt näher eingegangen.)

In der Zeitdimension setzen sich Imagefilme mit

<sup>2</sup> Im weiteren Verlauf der Studie werden andere Hochschulformen und außeruniversitäre Forschungsinstitute in diesen Korpus aufgenommen.

<sup>3</sup> Von wenigstens zwei weiteren Universitäten (Greifswald und Lübeck) war bereits zum damaligen Zeitpunkt bekannt, dass sie sich einen Imagefilm produzieren lassen bzw. dies in naher Zukunft vorhaben.

einer Dauer von durchschnittlich zwölf Minuten sowohl vom Werbefilm als auch Spielfilm ab. Sie übernehmen jedoch von beiden Genres charakteristische Merkmale. Vom Spielfilm adaptieren sie die narrativen Strukturen. Steyn spricht an dieser Stelle vom Reiz des Imagefilms, der als Spielfilm im Kurzformat Geschichten erzählen kann (aus Henze, 2005, S. 99). Der Aspekt der Vermittlung eines positiven Bildes wiederum verbindet diesen mit dem System der Werbung bzw. – präziser – mit dem PR-System. Der Imagefilm ist professionelle Arbeit an der Öffentlichkeit. Hierbei steht nicht die Bewerbung bestimmter Sach- oder Dienstleistungen, sondern die Darstellung der Einrichtung als Ganzer im Vordergrund (Meffert, 2007).

Der Imagefilm ist Teil der Außendarstellungen von Hochschulen bzw. Teil externer Wissenschaftskommunikation. Hierunter wird im weitesten Sinne des Wortes der Einsatz angemessener Fähigkeiten, Medien, Aktivitäten und dialogischer Formen zur Erreichung diverser Kommunikationsziele – Awareness, Enjoyment, Interest, Opinion-forming, Understanding – verstanden (Burns, O'Connor & Stockmayer, 2003, S. 191). Zu diesem Kommunikationstyp ist zu bemerken: Historisch betrachtet steckt die externe (und auch die interne) Wissenschaftskommunikation in einem Stadium größter Veränderung und in systematischer Hinsicht vervielfältigt sich diese in einem hohen Maße (vgl. z.B. Zetzsche & Weingart, 2004; Gibbons et al., 1994; Felt, 2008; Pansegrau, Taubert & Weingart, 2011). Exemplarisch dafür sind u.a. die lange Nacht der Wissenschaften, Wissenschaftsgärten, Webpräsenzen und nicht zuletzt Imagefilme zu nennen.<sup>4</sup>

## Wissenschaft und Gesellschaft

Die erwähnte Transkulturation von Imagefilmen samt deren Aneignung für den Einsatz in der web-basierten, also medial vermittelten Wissenschaftskommunikation geschieht in einem historischen

Moment, in dem technische Entwicklungen auf die sich drastisch veränderten gesellschaftlichen Außenbeziehungen der Hochschule treffen. Von den diversen Außenbeziehungen wird im Folgenden auf das für die Hochschulen so wichtige Verhältnis zum Staat fokussiert und auf das damit unmittelbar in Verbindung stehende Verhältnis zur Öffentlichkeit.

## Technische Voraussetzungen

Die Nutzung der Gattung Imagefilme im Wissenschaftssystem vollzog und vollzieht sich in enger Verbindung mit dem technologischen Medienwandel. Infolge der Integration von Imagefilmen in die Websites der jeweiligen wissenschaftlichen Einrichtung ist diese visuelle Form intrinsisch verbunden mit dem Internet, einem Netz von Netzwerken aus Rechnern und Personal Computern (PCs), aus kontinentalen und transkontinentalen Kupfer- und Glasfaserkabeln sowie Satellitengestützten Funkstrecken. Es stellt mittlerweile

die materielle, global vernetzte Infrastruktur bereit, auf dem die verschiedensten Applikationen aufsetzen.

Die Entwicklungen dieser physikalischen Infrastruktur und einer anwenderfreundlichen Software stellen zusammen den jüngsten technischen Aspekt

von Imagefilmen dar. Wichtig ist das Jahr 1993, in dem mit MOSAIC ein Webbrowser eingeführt wurde, der maßgeblich an der Popularisierung des Internets ab den frühen 1990er Jahren mitgewirkt hat (Zurawski, Schmidt & Stegbauer, 2012). Nicht nur wurde dieser einfach zu bedienende und grafisch ansprechende Webbrowser so ausgelegt, dass er auf den meisten Rechnern und PCs laufen konnte, nicht nur wurde er kostenlos im Web angeboten, MOSAIC war auch der erste Browser mit grafischer Benutzeroberfläche (Andreessen & Bina, 2010).

Den darauf folgenden Dot.Com-Boom nutzten viele Hochschulen in den 1990er Jahren, um sich gegenüber einer sich diversifizierenden Öffentlichkeit neu im Cyberspace darzustellen, und

**Der Aspekt der Vermittlung eines positiven Bildes verbindet [den Imagefilm] mit dem System der Werbung bzw. – präziser – mit dem PR-System. Der Imagefilm ist professionelle Arbeit an der Öffentlichkeit.**

<sup>4</sup> Flankiert wird diese Meso-Ebene von der individuellen und institutionellen Ebene. Auf der individuellen bzw. Mikroebene externer Wissenschaftskommunikation sind TV-Auftritte von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern (z.B. in Talkshows oder im Bildungsfernsehen), Weblogs bzw. spezi-

elle SciLogs oder die Facebook-Nutzung zu nennen. Auf der Makro-Ebene finden sich institutionalisierte Vorstellungen von Wissenschaft, wie z.B. Wissenschaft als „Fortschrittsmotor“ (Dernbach, Kleinert & Münster, 2012).

um sich publikumswirksam sichtbar zu machen. Doch warum?

## Hochschule und Staat

1993 war zugleich in hochschulpolitischer Hinsicht ein wichtiges Jahr; hat doch der Wissenschaftsrat in diesem Jahr seine 10 Thesen zur Hochschulpolitik vorgelegt. Im Zentrum dieser, der Bundesregierung und den Regierungen der Länder unterbreiteten, Vorschläge steht die zehnte These:

*„Der Erfolg der vorgeschlagenen Reformmaßnahmen ist davon abhängig, daß die Hochschulen in die Lage versetzt werden, die Reformziele aufzugreifen und autonom umzusetzen. Dies setzt handlungsfähige Hochschulen voraus, denen durch schrittweise Globalisierung der Haushalte und Deregulierung des Haushaltsvollzugs mehr Budgetsouveränität eingeräumt werden sollte. Hochschulautonomie und Eigenverantwortlichkeit verlangen nach einem entscheidungsfähigen Hochschulmanagement ...“*  
(Wissenschaftsrat, 1993, S. 57)

Mit dieser Autonomisierungsthese geht eine schrittweise Neukonfiguration des Verhältnisses zwischen Hochschule und Staat, die traditionell in einer engen Beziehung zueinander standen, einher.

*„Die Universität besteht durch den Staat. Ihr Dasein ist politisch abhängig. Sie kann nur leben, wo und wie der Staat es will. Der Staat ermöglicht die Universität und schützt sie.“*  
(Jaspers & Rossmann, 1961, S. 144)

Der hier angesprochene Sachverhalt bezieht sich auf die wirtschaftliche Abhängigkeit der Hochschulen vom Staat, der diese steuerfinanziert. Diese staatliche Finanzierung wiederum ist spätestens seit der Aufklärung und Liberalisierung der Gesellschaft Garant für die Freiheit der Forschung: geistige Unabhängigkeit verkörpert in der Person des/r ProfessorIn. Doch im Zuge einer Reihe zusammenwirkender Entwicklungen – die seit den 1960er Jahren andauernde Bildungsexpansion (mehr Studierende, mehr Hochschulen), die Krise staatlicher Haushalte spätestens ab den späten 1980er Jahren (unterfinanzierte Hochschulen), Professionalisierung im Humankapitalbereich im

Rahmen eines neuen gesellschaftlichen Leitbildes (Stichwort „Wissensgesellschaft“), eines neuen Studierenden-Typus (flexible Studierende) und nicht zuletzt die anhaltende Europäisierung/Internationalisierung (Stichwort Bologna-Reformprozess) (vgl. z.B. Rüttgers, 1997; Wintermantel, 2006; Mayer 2008), – lockert sich das Band zwischen Hochschule und Staat Schritt für Schritt grundlegend. Dieser zieht sich aus der an kameralistischen Prinzipien orientierten Detailsteuerung der Hochschulen zurück und setzt dagegen auf globalisierte Haushalte und auf die Deregulierung des Haushaltsvollzugs. Gesteuert wird dies zwischen den Hochschulen und dem Wissenschaftsministerium des jeweiligen Bundeslandes über Zielvereinbarungen bzw. über die sogenannte Output-Steuerung.

Diese Autonomisierungsthese ergänzt die bereits Mitte der 1980er Jahre vom Wissenschaftsrat geforderte, aber damals noch folgenlos gebliebene Leistungstransparenz der Hochschulen und deren Leistungsträger (Friedrichsmeier & Fürst, 2012): „Mit der Herstellung von Transparenz kann und sollte die Belebung des Wettbewerbs also einsetzen.“ (Wissenschaftsrat, 1985, S. 24) Doch Mitte der 1980er Jahre lösten diese Empfehlungen des Wissenschaftsrates noch keine Handlungsimpulse im Hochschulsystem aus. „Der Umbruch ereignete sich“, so Maasen und Weingart,

*„als es galt, das ostdeutsche Hochschulsystem vor seiner Integration in das gesamtdeutsche System zu verkleinern und zu entpolitisieren. Zum ersten Mal wurden in Deutschland formale Evaluationsprozesse an wissenschaftlichen Einrichtungen durchgeführt und seither auf das gesamte Hochschulsystem ausgeweitet.“*  
(Maasen & Weingart, 2006, S. 19)

Mit der vierten Novellierung des Hochschulrahmengesetzes im Jahr 1998 wurde rechtlich kodifiziert, dass eben diese Evaluationen von Forschung und Lehre regelmäßig stattzufinden haben und für die entsprechende Aufgabe an Hochschulen das Amt des Studiendekans einzuführen ist. Evaluationen und damit zusammenhängend Rankings<sup>5</sup>, in denen die Qualität von Studium und Lehre ebenso eingeht wie Kennzahlen zu Absolventen, Studienabbrechern, Studierenden in der Regelstudienzeit usw. usf., bilden Bausteine in

<sup>5</sup> „Rankings sind mehr als nur eine technische Plattform des Wettbewerbs um Rangplätze. Sie verändern gleichzeitig das Selbstverständnis der Hochschulen sowie die von außen an

die Hochschulen gerichteten Erwartungen.“ (Friedrichsmeier & Fürst, 2012, S. 48)



der Wettbewerbssituation der Hochschulen untereinander. Flankiert wird dies durch die seitdem anhaltende Differenzierung innerhalb des deutschen Hochschulsystems – Hochschulen suchen ihre Stärken heraus – und ihre Schwächen abzuarbeiten und sich auf dieser Basis als Profil- oder Schwerpunkthochschule darzustellen (Barlösius, 2008). Bühler und Kolleginnen ergänzen dies um die zeitliche Dimension:

*„Innerhalb Deutschlands sind die Hochschulen [seitdem] [...] einem Konkurrenzkampf um Sach- und Personalmittel, Forschungsförderung, wissenschaftliche Reputation und öffentliche Anerkennung ausgesetzt [...] Auf internationaler Ebene trägt zum einen der Angleichungsprozess zur Schaffung eines europäischen Hochschulraumes durch die Einführung von Bache-lor- und Masterabschlüssen seinen Teil zur Intensivierung des Wettbewerbes zwischen den Hochschulen bei ...“*  
(Bühler, Naderer, Koch & Schuster, 2007, S. 1)

Aus diesem Konkurrenzkampf geht u.a. ein erstarkendes hochschulisches PR-System hervor. Gleichwohl die Westdeutsche Rektorenkonferenz bereits 1952 empfohlen hatte, Pressestellen an Hochschulen einzurichten, sah das Bild Ende des 20. Jahrhunderts noch desaströs aus (Gaus & Wildt, 2001, S. 21-23). Der Journalist Dettmar führt aus:

*„Gemessen an manchen internationalen Beispielen [...] [sind] die Pressestellen hierzulande meilenweit davon entfernt, Kommunikationszentralen ihrer Hochschulen zu sein, wie das Kommunikationsexperten fordern. So kleindimensioniert wie die Pressestellen heute sind, muss der größte Teil der ‚Public Relations‘ [...] an ihnen vorbeilaufen [...] PR an deutschen Universitäten sieht heute so aus: wenig Geld, wenig Personal, wenig Plan.“*  
(Dettmar, 1994, S. 123-125)

Dies sieht mittlerweile, aufgrund des Professionalisierungsschubs, den die Pressestellen der wissenschaftlichen Einrichtungen erfahren haben, anders aus (Aretin, 2012, S. 232).

Festgehalten werden kann, dass mit globalisierten Haushalten, deregulierten Haushaltsvollzügen, Zielvereinbarungen, hochschulischen Visions und Missions, Evaluationen, Akkreditierungen, Rankings und mit Image- und Profilbildungsprozessen in Verbindung mit dem Auf- und Ausbau

von PR-Abteilungen Instrumente, Praktiken und Einrichtungen in der Wissenschaft bemüht werden, die aus dem wirtschaftlichen Bereich stammen. In genau diesem Zusammenhang ist auch dann die Rede von der „betriebswirtschaftlichen Wende“ im Hochschulbereich. Diese Instrumente werden innerhalb der Hochschule zur Steuerung eingesetzt wie auch zwischen dieser und ihren diversen Öffentlichkeiten.

## Hochschule und Öffentlichkeit

Nicht nur der aus dem gelockerten Verhältnis zwischen Hochschule und Staat resultierende Wettbewerb zieht ein gewisses Maß an Öffentlichkeit nach sich, auch die ambivalenten Folgen „wissenschaftlichen Fortschritts“ fördern stärkere Bemühungen der Wissenschaft um die Gunst unterschiedlichster Öffentlichkeiten (Gaus & Wildt, 2001). Anders gesagt, mit der Herauslösung der Hochschule aus ihrer selbstverschriebenen gesellschaftlichen Isolation korrespondiert die Involvierung neuer gesellschaftlicher Anspruchsgruppen. Weingart spricht in diesem Zusammenhang von der Vergesellschaftung der Wissenschaft (Weingart, 2001, S. 18). So teilen sich die mannigfachen kommunikativen Aktivitäten, Initiativen und Events den sich neu eröffneten Raum zwischen Wissenschaft und Gesellschaft. Im Hinblick auf die Gründe dieses seit 1999 auch in Deutschland einsetzenden Austausches zwischen Wissenschaft und Gesellschaft in Form öffentlichkeitswirksamer und popularisierender Initiativen führt Zetzsche aus:

*„Der Motor für die Aktivitäten, die unter PUSH oder ‚Wissenschaft im Dialog‘ firmieren, war nicht zuletzt das zunehmende Misstrauen der Öffentlichkeit(en) gegenüber ‚ihrer‘ Wissenschaft. Katastrophen, für die Namen wie Bhopal, Tschernobyl oder Eschede stehen, haben den Glauben an und das Vertrauen in die Möglichkeiten und Notwendigkeiten wissenschaftlicher Forschung erschüttert: Skepsis, Ambivalenz, Missverständnisse und Misstrauen, bisweilen gar offene Feindschaft dominierten die Beziehung in den letzten eineinhalb Jahrzehnten des ausgehenden Jahrhunderts vor allem in Deutschland.“*  
(Zetzsche, 2004, S. 13)

Diese negativen Externalitäten haben die Wissenschaft in eine Legitimationskrise gestürzt und zu einem gesellschaftlichen Vertrauensverlust in die Wissenschaft geführt. Das bedeutet zugleich das Ende des bisherigen impliziten Gesellschaftsver-

trags. Zu dessen zentralen Elementen zählte

*„das institutionalisierte Vertrauen in die Selbstregulierungsmechanismen der Wissenschaft, die den sorgfältigen Umgang mit öffentlichen Geldern und die Ausrichtung auf das öffentliche Interesse sicherstellen.“*

(Maasen & Weingart, 2006, S. 19)

Das entsprechende Bild hierfür ist das des Elfenbeinturms; Chiffre für einen Zustand, in dem das alte Vertragsmodell Geltung hatte und die Hochschulen unter dem Schuttschirm des Staates geistig autonom agieren konnten, relativ unabhängig, auch finanziell, von äußeren Einflüssen und Ansprüchen seitens der anderen Segmente der Gesellschaft (Gibbons, 1999; Guston & Kenniston, 1994). Unter den neuen Vertragsbedingungen „löst sich [die Wissenschaft, Anm. S. Bauernschmidt] aus ihrer vormaligen relativen sozialen Isolation und diffundiert in viele Bereiche der Gesellschaft“ (Weingart, 2001, S. 14) Im Zuge dieser Auflösung aber erhöhen sich die Anspruchsgruppen (aus dem wirtschaftlichen Bereich, aus Verbänden, Studieninteressenten und deren Eltern, Steuerzahler usw.; vgl. z.B. Friedrichsmeier & Fürst, 2012; Pohlenz, 2008), die außerwissenschaftliche Interessen an die Wissenschaft heranzutragen suchen. Dadurch kommt es zu einer Diversifizierung der Öffentlichkeit – genauer ist von multiplen Öffentlichkeiten zu sprechen, die die Hochschulen auf verschiedenste Art und Weise zu adressieren suchen. Metaphorisch gewendet: Die Hochschulen sind zunehmend aufgefordert, aus ihrem Elfenbeinturm herauszutreten, um sich un-

ter neuen Vertragsbedingungen auf der *digitalen Agora*<sup>6</sup> wieder einzufinden.

## Schluss

Abschließend kann festgehalten werden, dass sowohl der aus dem gelockerten Verhältnis zwischen Hochschule und Staat hervorgehende Wettbewerb der Hochschulen untereinander als auch die Auflösung des alten „Gesellschaftsvertrags“ eine Neugestaltung des Verhältnisses zwischen Wissenschaft und Gesellschaft samt der diversen Segmente (hauptsächlich höhere Bildung, Wirtschaft, Politik, Medien) nach sich zieht und die damit einhergehende Diversifizierung der Öffentlichkeit in verschiedenste Stakeholder mit politischen, wirtschaftlichen, kulturellen, aber auch wissenschaftlichen Interessen mit sich bringt.

Insgesamt leitet sich aus diesem Zusammenhang, dem veränderten Verhältnis zwischen Wissenschaft, Staat und multiplen Öffentlichkeiten, ein Zustand ab, der für die Hochschulen in kultureller Hinsicht eine Veränderung ihres Selbstverständnisses (von Humboldt zum New Public Management) bedeutet und zu einem explosionsartigen Anstieg der externen Wissenschaftskommunikation führt – ein Kommunikationsbedarf, der seit den 1990er Jahren kontinuierlich zunimmt, sich ausdifferenziert und die verschiedensten Kommunikationsmodi und -kanäle nutzt. Die „Neuen Medien“, wobei hier mittlerweile vermehrt Imagefilme von Hochschulen und außeruniversitären Forschungsinstituten zu finden sind, haben daran deutlich sichtbar Anteil.

<sup>6</sup> „[A]gora – the public space in which both ‘science meets the public’, and the public ‘speaks back’ to science. This is a space in which the media is increasingly active, and in which

the new communication technologies play a prominent role.” (Gibbons, 1999, S. C83)

## Bibliographie:

- Andreessen, M. & Bina, E. (2010). NCSA Mosaic: a global hypermedia system. In: *Internet Research*, 20 (4), S. 472-487.
- Aretin, F. von (2012). Die andere Seite des Schreibtisches. In: Dernbach, B., Kleinert, C. & Münster, H. (Hg.), *Handbuch Wissenschaftskommunikation*. Wiesbaden, S. 229-235.
- Barlösius, E. (2008). *Leuchttürme der Wissenschaft*. Ein metaphorischer Vorgriff auf eine neuorientierte Wissenschaftspolitik. In: *Leviathan*, 36, S. 149-169.
- Beck, C. (2012). Wissenschaftskommunikation im Internet – Herausforderungen und Chancen. In: *Wissenschaftsmanagement Online*, 11 (6), S. 1-18.
- Betz, G. (2011). Das Ruhrgebiet – europäische Stadt im Werden? Strukturwandel und Governance durch die Kulturhauptstadt Europas RUHR 2010. In: Frey, O. & Koch, F. (Hg.), *Die Zukunft der Europäischen Stadt*. Wiesbaden, S. 324-342.
- Boll, K. & Maibach, C. (2012). Ein Imagefilm für die UB. Praxisbericht über die Entstehung eines Bibliotheksfilms an der Universitätsbibliothek Würzburg. In: *Bibliotheksforum Bayern*, 06, S. 118-122.
- Bühler, H., Naderer, G., Koch, G. & Schuster, C. (2007). *Hochschul-PR in Deutschland*. Ziele, Strategien und Perspektiven. Wiesbaden.
- Burns, T. W., O'Connor, D. J. & Stocklmayer, S. M. (2003). Science Communication: A contemporary definition. In: *Public Understanding of Science*, 12 (2), S. 183-202.
- Castells, M. (2003). *The Internet Galaxy: Reflections on the Internet, Business, and Society*. Oxford.
- Dernbach, B., Kleinert, C. & Münster, H. (2012). Einleitung: Die drei Ebenen der Wissenschaftskommunikation. In: Dernbach, B., Kleinert, C. & H. Münster (Hg.), *Handbuch Wissenschaftskommunikation*. Wiesbaden, S. 1-15.
- Dettmar, R. (1994). *PR ohne Plan*. Pressestellen an deutschen Universitäten – Ausstattung, Personal, Aufgaben, Konzepte. Diplomarbeit am Institut für Journalistik der Universität Dortmund.
- Felt, U. (2008). Kommunikation neu denken. Zur Repositionierung der Universität in einer Wissensgesellschaft. In: Hermannstädter, A., Sonnabend, M. & Weber, C. (Hg.), *Wissenschaft kommunizieren: Die Rolle der Universitäten*. Essen, S. 36-39.
- Friedrichsmeier, A. & Fürst, S. (2012). Neue Governance als Wettbewerb um Sichtbarkeit. Zur veränderten Dynamik der Öffentlichkeits- und Medienorientierung von Hochschulen. In: *Die Hochschule*. Journal für Wissenschaft und Bildung, 2, S. 46-64.
- Gaus, O. & Wildt, J. (2001). In populären Medien kommunizieren. In: Wildt, J. & Gaus, O. (Hg.), *Journalistisches Schreiben für Wissenschaftler*. Neuwied/Kriftel, S. 13-45.
- Guston, D. H. & Keniston, K. (Hg.) (1994). *The Fragile Contract*. University Science and the Federal Government. Cambridge, MA.
- Gibbons, M. (1999). Science's new social contract with Society. In: *Nature*, 402/SUPP, S. C81-C84.
- Gibbons, M., Limoges, C. & Nowotny, H. (1994). *The new Production of Knowledge: The Dynamics of Science and Research in contemporary Societies*. London.
- Hansky, S. & Fehlhammer, W. P. (2004). *Das Jubiläum*. München.
- Hentschel, B. & Casser, A. (2007). *The Vision Behind*. Technische und soziale Innovationen im Unternehmensfilm ab 1950. Berlin.
- Henze, C. (2005). *Apropos Werbefilm*. Vom kommerziellen Umgang mit der Phantasie. Konstanz.
- Jaspers, K. & Rossmann, K. (1961). *Die Idee der Universität*. Berlin, Göttingen, Heidelberg.
- Landau, H. & Luther, M. (1992). *Imagefilme für Non-Profit-Unternehmen*. Unter besonderer Berücksichtigung von Dritter-Welt-Hilfe-Organisationen. Berlin.
- Lange, R. (2009). *Filme als Kommunikationsmittel für Archive*. Diplomarbeit. FH Potsdam.
- Lederbogen, U. & Trebbe, J. (2003). Promoting Science on the Web: Public Relations for scientific Organizations – Results of a Content Analysis. In: *Science Communication*, 33 (2), S. 240-253.
- Maasen, S. & Weingart, P. (2006). Unternehmerische Universität und neue Wissenschaftskultur. In: *Die Hochschule*, 1, S. 19-45.
- Massoli, L. (2007). Science on the net: an analysis of the websites of the European public research institutions. In: *Journal of Science Communication*, 6 (3), S. 1-6.
- Mayer, K. U. (2008). Das Hochschulwesen. In: Cortina, K. S. (Hg.), *Das Bildungswesen in der Bundesrepublik Deutschland*, Reinbek bei Hamburg, S. 599-645.
- Meffert, H. (Hg.) (2007). *Hochschulmarketing – Herausforderungen und Erfolgsfaktoren im Wettbewerb*. Münster.
- N.N. (2008). Bewerbermagnet Imagefilm – Personal-Marketing mal anders. In: *PR Report*, 8, S. 50.
- N.N. (2000). *Ich glaube. Ich sehe*. Hamburg.

- Pansegrau, P., Taubert, N. & Weingart, P. (2011). *Wissenschaftskommunikation in Deutschland*. Ergebnisse einer Onlinebefragung. Berlin.
- Pohlenz, P. (2008). *Datenqualität als Schlüsselfrage der Qualitätssicherung von Lehre und Studium*. Bielefeld.
- Ronneberger, F. & Rühl, M. (1992). *Theorie der Public Relations*. Opladen.
- Rüttgers, J. (1997). *Zeitenwende, Wendezeiten*. Das Jahr-2000-Projekt: Die Wissensgesellschaft. Berlin.
- Weingart, P. (2001). *Die Stunde der Wahrheit?* Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft. Weilerswist.
- Wintermantel, M. (2006). Hochschulreform aus Sicht der Hochschulen. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 48, S. 8-13.
- Wissenschaftsrat (1985). *Empfehlungen zum Wettbewerb im deutschen Hochschulsystem*. Drs. 6736/85.
- Wissenschaftsrat (1993). *10 Thesen zur Hochschulpolitik*. Drs. 1001/93.
- Zerfaß, A., Mahnke, M., Rau, H. & Boltze, A. (2008). *Bewegtbildkommunikation im Internet – Herausforderungen für Journalismus und PR*. Ergebnisbericht der Bewegtbildstudie 2008. Leipzig.
- Zetzsche, I. (Hg.) (2004). *Wissenschaftskommunikation: Streifzug durch ein „neues“ Feld*. Bonn.
- Zurawski, N., Schmidt, J.-H. & Stegbauer, C. (Hg.) (2012). Phänomen „Facebook“. In: *kommunikation@gesellschaft*, 13, Sonderausgabe. Abgerufen von: <http://www.soz.uni-frankfurt.de/K.G>, Zugriff am 15.12.2013

### Stefan BAUERNSCHMIDT

Dr., studierte Soziologie, Psychologie & Pädagogik an der Friedrich-Alexander Universität (FAU), in Erlangen und promovierte 2008 im Fach Soziologie. Bis 2011 war er Postdoktorand im DFG-Projekt „Travelling Goods//Travelling Moods“ und seitdem ist er assoziiertes Mitglied am Lehrstuhl für Kultur- und Religionssoziologie der Universität Bayreuth (UBT). Seine Arbeitsschwerpunkte (Auswahl): Visuelle Soziologie und Wissenssoziologie. Seine Dissertation *Fahrzeuge auf Zelluloid* ist 2011 erschienen.

#### Aktuelle Publikationen:

- Bauernschmidt, S. (2012). Ford in Inter War Berlin: Perception and Appropriation. In: Huck, C. & Bauernschmidt, S. (Hg.), *Travelling Goods//Travelling Moods*, Frankfurt, New York. S. 169-187
- Bauernschmidt, S. (2012). Leonardos Abendmahl: Zwischen Kunst und Kommerz. Soziologisches für „Dazwischen“. In: *kunsttexte.de*, 2012 (1), Abgerufen von <http://edoc.hu-berlin.de/kunsttexte/2012-1/bauernschmidt-stefan-4/PDF/bauernschmidt.pdf>, Zugriff am 15.12.2013

## Rezensionen

WIEDEMANN THOMAS / MICHAEL MEYEN (Hg.): *Pierre Bourdieu und die Kommunikationswissenschaft. Internationale Perspektiven*. (Theorie und Geschichte der Kommunikationswissenschaft, Bd. 13) Köln: Herbert von Halem Verlag, 2013, 296 Seiten.

In diesem Sammelband befassen sich fünfzehn internationale AutorInnen in zwölf Artikeln mit Anwendungsmöglichkeiten des französischen Soziologen (1930–2002) für PR, Kommunikationsgeschichtsforschung, Journalismus, Medientheorie und -nutzung sowie digitale Kommunikationsnetzwerke.

Man könnte zu Beginn polemisch fragen: Wozu ein derartiger Reader? Muss man im Jahr 2013 in der deutschsprachigen Fachgesellschaft tatsächlich noch für Bourdieu „werben“, wie dies die Einleitungssätze der beiden Herausgeber nahelegen (S. 7)? Wie ist es um die kommunikationswissenschaftliche Implementierung seiner Theorien bestellt, wenn die Autoren schreiben: „Bourdieu Konzepte versprechen einen neuen Blick auf alte Probleme oder bringen Probleme auf den Tisch, die das Fach sonst vollkommen ausblendet“ (ebd.) und konstatieren, dass „[s]elbst in den Journalistik-Einführungen der Bezug auf Bourdieu längst noch keine Selbstverständlichkeit“ (S. 12) ist? Später geben Wiedemann und Meyen Hinweise auf die Gründe einer verspäteten Rezeption, die sie u. a. in der „Abneigung gegenüber Sozialtheorien großer Reichweite“, der „Orientierung an der vornehmlich psychologisch ausgerichteten Medienwirkungsforschung in den USA“ (S. 11) sowie der Frankfurter Schule als Diskurstradition im eigenen Land lokalisieren. Zum Schluss wird umrissen, wie Bourdieus Denken in der aktuellen Kommunikationsforschung besser verankert werden könnte.

Einer der Basistexte dieses Readers kommt von Rodney Benson. Hierbei wird entlang von (sozialem) Raum, Macht und Kapital Journalismusforschung aus den Perspektiven des journalistischen Feldes und des Neo-Institutionalismus untersucht, zusammengeführt zu einem „journalistisch-politisch-ökonomischen Feld“ (S. 37). Denn das

*„Konzept ‚Feld‘ oder ‚Institution‘ ermöglicht es, gleichzeitig die externen wie internen Kräfte bei*

*der Nachrichtengestaltung zu berücksichtigen sowie deren komplexe Interaktion.“*  
(S. 40)

Benson verweist in diesem Zusammenhang auf eine „weitestgehende Autonomie“ des Journalisten als Kollektiv, ein Desiderat, das er aus Bourdieus Annahmen über dieses Feld ableitet.

Bensons Artikel ist aufgrund der gut durchgearbeiteten Überlegungen, die besonders im Abschnitt über internationale Vergleiche mit empirischen Daten überzeugen, ein durchaus gelungener „Teaser“ für den Band. Kritisch anzumerken ist indes: Einerseits stammt der Text aus dem Jahr 2005 und andererseits gibt der Autor keine Anhaltspunkte darauf, wie sich jenseits etablierter Institutionen (*New York Times*, *Le Monde* etc.) – etwa in selbstorganisierten, freiberuflichen oder NGO-Feldern – Nachrichten, Macht und Kapital akkumulieren.

Diese nicht- bzw. teil-institutionalisierten Akkumulationen bedeuteten aber für Bourdieu wichtige Parameter zu kulturellem Kapital und Distinktion. Helmut Scherer erörtert in seinem Beitrag, wie sich Mediennutzung als Ausdruck des Habitus konstituiert und in welchem Zusammenhang die Kultivierung von Habitusmerkmalen mit Medieninhalten steht. Bezugnehmend auf *Die feinen Unterschiede* (1982) und das darin verhandelte Naheverhältnis zwischen Sozialisation, Distinktion und Geschmack, stellt Scherer fest:

*„Die Annahmen Bourdieus zeigen, wie Geschmack als kulturell geprägtes Urteil beschrieben und ein bestimmtes Geschmacksurteil als Mittel zur sozialen Abgrenzung von anderen eingesetzt werden kann. [...] Ein bestimmtes Geschmacksurteil kann demzufolge zur sozialen Distinktion eingesetzt werden“*  
(S. 103)

Dann setzt er sich mit Online-Games und Handy-Klingeltönen als Indikatoren für derzeitige Mediennutzung auseinander, um so Dispositionen in den jeweiligen Interaktionen herauszuarbeiten. Scherer verweist dabei auf – im weitesten Sinn – populärmusikalische Genres, die

*„besser geeignet sein [dürften], Aufschlüsse über den persönlichen Geschmack zu liefern, und Wissen über Genrepräferenzen könnte*



*eine hilfreiche Information zur Eindrucksbildung sein“.*  
(S. 111)

Aus diesem Blickwinkel wird klar, dass Bourdieus Konzepte mehr als geeignet sind, feststellen zu können, wie v. a. populärkulturelle Inhalte genutzt werden. Es bleibt allerdings offen, welcher Zeichen, Symbole oder Signifikanten es bedürfte, populärmusikalische Genrepräferenzen und die damit einhergehenden Distinktionen jenen der Nutzung klassischer Musik gegenüber als ebenbürtig oder gar autonom zu bestimmen.

Einen fachreflexiven Zugang wählt David W. Park. Mit Bourdieus Büchern *Homo academicus* (dt. 1988) und *Réponses: pour une anthropologie réflexive* (dt. 1996, gem. m. Loïc Wacquant) fragt er: „Wie kann die Kommunikationswissenschaft eine kollektive Reflexivität entwickeln und so das Fach selbst sowie seinen Platz in der Wissenschaft besser verstehen?“ (S. 124). Park richtet dabei den Fokus auf Bourdieus Postulat, sich „das Vertraute exotisch zu machen“: Also davon abzukommen, Kommunikationswissenschaft als „Geschichte großer Männer“ (ebd.) zu rezipieren, womit

*„Individuen historiografisch in ganz anderen Begriffen gesehen [werden]: Wie verstehen sie ihr Feld? Wie und warum haben bestimmte Fragen an Relevanz gewonnen, wie sind die entsprechenden Debatten in der Praxis verwurzelt, wie werden Probleme definiert und wie hat sich die Einstellung zu den Praktikern des Feldes entwickelt?“*  
(S. 140)

In Parks Ausführungen wird der Wissenschaftler zum „fleischgewordenen wissenschaftlichen Feld“ (eine von Bourdieu übernommene Diktion). Obwohl er für eine Stärkung der Feld-Konzepte plädiert, kommt Park zum Fazit: „Die Geschichte der Kommunikationswissenschaft kann nicht nur als Ergebnis von Felddynamiken erklärt werden“ (S. 141). Sein zentrales Anliegen, die Selbstreflexivität, wird von ihm im „Gegensatz zwischen Autonomie und Heteronomie“ (S. 143) ermittelt. Werkzeuge aus der Geschichtswissenschaft wie Oral History oder Archivarbeit könnten dabei behilflich sein. An diesem ansonsten erhellenden Text fällt auf, dass z. B. Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse zwischen Wissenschaftlern und Praktikern, zwischen Professoren, Mittelbau und Studenten sowie Genderdiskurse ausgeblendet bleiben.

Der einzige eigenständige Text einer Frau stammt von Adrienne Russell. Bei dieser als Fallstudie angelegten Inhaltsanalyse zu den französischen Unruhen 2005 wurden etablierte französische und US-amerikanische Medien mit „neuen Medien“ wie SMS-/Handynutzung, Blogs und anderen „Do-it-yourself-Medienangeboten“ (S. 193) in Beziehung gesetzt. So

*„deuten diese Produkte und Praktiken auf einen Entwicklungssprung im Journalismus [hin] – auf den Aufstieg eines Nachrichtenkonsumenten, der sich selbst beteiligt und so de facto zu einem Mitglied des journalistischen Berufsstands geworden ist“.*  
(S. 192)

Mittels einer „Amateur-Variablen“ (Russell) wird eruiert, wie sich in-/externe Kräfte im journalistischen Feld Bourdieu'scher Formulierung bzw. Interdependenz und Konvergenz zwischen etablierten und neuen Medien und ihren jeweiligen Handlungsspielräumen hinsichtlich Nachrichteninhalten und -produzenten neu strukturieren. Die Autorin geht der Frage nach,

*„was uns die nutzerzentrierten Formen des Journalismus im Bereich der neuen Medien und die wachsende Metaberichterstattung über diese Formen der Teilhabe“*  
(S. 198)

erzählen. Ihrer Auswertung nach führte die von den meisten traditionellen französischen Medien eingehaltene Nachrichtensperre „zu einem transnationalen Angriff auf ‚schlechte [journalistische] Praktiken‘ in Frankreich und anderswo“ (S. 203). Ein weiteres Ergebnis war, dass im Gegensatz zu den traditionellen US-Medien mit ihrer Fokussierung auf „islamistische“ Problematiken die neuen Medien die Unruhen als Spiegelung der „notorischen Unsichtbarkeit von nicht-weißen Franzosen in den etablierten Medien“ (S. 206) rezipierten. Die vielen „neuen Akteure“ (Bourdieu) tragen zu „drängenden Forschungsfragen“ bei, wie sie Erfolg messen, wie sich Amateure finanzieren oder inwiefern durch ihre weitgehende Autonomie und mitunter persönliche Betroffenheit Nachrichteninhalte hinsichtlich Ausgewogenheit und Objektivierbarkeit von jenen professioneller Institutionen divergieren. Sie tritt dabei für eine qualitative Grundlagenforschung ein. Russells Verdienst ist, sowohl den Emanzipationsbestrebungen und Inhaltsproduktionen der neuen Medien als auch medial geprägten Hegemonie-

diskursen empirisch breiten Raum zu geben. (Al-  
lerdings datiert die Arbeit aus 2007.)

Dies führt zu einer generellen Schwäche des Readers, es fehlen zeitaktuelle und praxisbezogene Diskussionen: Hat Bourdieu wirklich nichts zu Gender, Prekarisierung, Popkultur, Social Media, Whistleblowers (Snowdon/Wikileaks) oder Migrations- und Extremismusthemen zu sagen? Eingedenk seiner Studien wie *Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft* (1972) oder *Die männliche Herrschaft* (1998) wäre bspw. die Rolle der Medien im Arabischen Frühling – auch und besonders als Aktualisierung von Russells Grundlagen, Stichworte Blogging und Facebook – doch mindestens ein guter „Aufmacher“ gewesen. Abgesehen von diesen Mankos ist *Pierre Bourdieu und die Kommunikationswissenschaft* immerhin ein Grundlagenbuch, das die Integration von Bourdieus Ansätzen für die Kommunikationswissenschaft stringent und vielschichtig aufzeigt.

Heinrich Deisl, Wien

DIETER PAUL BAUMERT: *Die Entstehung des deutschen Journalismus. Eine sozialgeschichtliche Studie*. Herausgegeben und eingeleitet von Walter Hömberg. (= Reihe ex libris kommunikation. Klassische Texte über Medien und Kommunikation. Begründet von Detlev Schröter und Hans Wagner. Herausgegeben von Hans Wagner und Philomen Schönhagen, Neue Folge, Bd. 11) Baden-Baden: Nomos 2013, 186 Seiten.

„Das Jahr 1928“, eröffnete der Münchener Zeitungskundler Karl d’Ester überschwänglich eine Retrospektive der zeitungskundlichen Literaturproduktion dieses Jahres,

„wird in der Geschichte der jungen Disziplin der Zeitungswissenschaft als ein Markstein bezeichnet werden. Zum ersten Male wurde in weitem Umfange versucht, das Objekt der Zeitungswissenschaft, die Zeitung mit allem, was mit ihr zusammenhängt, einer breiten Öffentlichkeit in einer Ausstellung anschaulich zu machen. Die Kölner Internationale Zeitungsausstellung hat, mag man auch sonst vielleicht manches an ihr aussetzen, das Verdienst, der Masse einmal augenfällig die Macht der Presse und die Grundlagen ihres Wirkens deutlich vorgeführt zu haben. Gewissermaßen als Er-

gänzung zu dieser mehr pädagogisch hoch zu wertenden Arbeit treten dann noch zahlreiche Veröffentlichungen aus dem weiten Gebiete der Publizistik, die durch die Pressa sicher einen weiteren Leserkreis finden.“

(Karl d’Ester 1928/29, hier Sp. 255)

Zu den „Top Ten“ der zeitungskundlichen Veröffentlichungen des *Pressa*-Jahres, auch wenn wohl die Drucklegung eher zufällig mit diesem Ereignis zusammenfiel, gehörte für d’Ester zweifelsfrei Dieter Paul Baumerts *Die Entstehung des deutschen Journalismus. Eine sozialgeschichtliche Studie*, die nun fünfundachtzig Jahre nach der Erstveröffentlichung von Walter Hömberg als Band 11 der jüngst wiederbelebten Reihe *ex libris kommunikation. Klassische Texte über Kommunikation und Medien* neu herausgegeben wurde. Völlig zurecht gehört diese Studie nicht bloß in eine fach- oder kommunikations- oder mediengeschichtliche, sondern eine kommunikationswissenschaftliche „Standardbibliothek“, wie die Reihenherausgeber Hans Wagner und Philomen Schönhagen ihre Zielvision benennen. Denn auch wenn Baumert selbst mit dem Anspruch seiner Arbeit äußerst bescheiden umging und sie ihm als Dissertationsleistung zuallererst dem Zweck diente, sein Studium erfolgreich zu beenden, sein „Versuch einer wissenschaftlichen Erfassung des Journalismus“, der „die Menschen zum Gegenstande“ macht, die „journalistisch tätig sind“ (S. 42, 43), war schon seinerzeit alles andere als das übliche Mittelmaß – ganz im Gegenteil. Was er vorlegte war vielmehr ein weiter Wurf, getragen vom intellektuellen Ehrgeiz des zum „selbständigen kritischen Denken“ erzogenen Heinrich Herkner-Schülers (S. 43) den „Journalismus als Beruf und Institution“, ein bis dato von der Zeitungskunde nur unzureichend bestelltes Problemfeld, nicht bloß mit Begriffen und einem konzeptionellen Rahmen zu versehen, sondern zugleich dessen Erklärkraft, Tragfähigkeit und Validität in einer beeindruckenden Tour d’Horizon durch vier Jahrhunderte „Journalismus als Beruf“ durchzuspielen, zu illustrieren und zu überprüfen. So besaßen die Bedenken, in die er dieses Großunternehmen kleidete, vielleicht vor allem eine Schutzfunktion gegenüber Gutachtern und Fachwelt: Ob die

„gefaßte Begriffsformulierung und die darauf aufgebaute Systematik in allen Einzelheiten den praktischen Gegebenheiten voll entsprechen, mag strittig erscheinen. Begriff und Systematik stellen zunächst nichts weiter dar als ein Gedankengerüst, ohne das vielleicht der Journalist, nicht aber der Wissenschaftler arbeiten darf.

*Die angebliche Systemlosigkeit des Journalismus, die wohl nur mit der Mannigfaltigkeit der journalistischen Erscheinungsformen, nicht aber mit der absoluten Unmöglichkeit ihrer wissenschaftlichen Klassifizierung begründet werden kann, würde ja eine wissenschaftliche Behandlung einfach unmöglich machen, denn für die Wissenschaft bleibt toter Stoff, was sie nicht begrifflich und systematisch zu meistern vermag. Allerdings bedarf der theoretische Aufbau dieser Arbeit noch in viel stärkerem Maße, als es in dem hier gesteckten Rahmen möglich ist, der inneren und äußeren Ausgestaltung. Ist mithin die Arbeit auch in mancher Hinsicht anfechtbar, so stellt sie vielleicht doch den nicht gänzlich mißlungenen Versuch einer wissenschaftlichen Erfassung des Journalismus dar, die die zeitungswissenschaftliche Literatur in ihrer mehr auf die Sache als auf die Menschen gerichteten Betrachtungsweise vernachlässigt hat.“* (S. 42f)

Selbstredend erkannten namhafte Kenner der zeitungskundlichen Literaturszene wie Hans Bockwitz oder eben Karl d'Ester trotzdem sofort den wissenschaftlichen Wert von Baumerts Dissertationsschrift und scheuten sich auch nicht dessen eigene Bedenken sogleich wieder zu zerstreuen. „Wenn der Verfasser meint“, schrieb d'Ester,

*„seine Arbeit könne dem Zeitungswissenschaftler kaum etwas Neues bieten, so ist er doch zu bescheiden, er bringt eine Anzahl wertvoller Anregungen und Tatsachen“* (d'Ester 1928/29, Sp. 257).

Und Bockwitz konstatierte:

*„Die unter Heranziehung der einschlägigen Literatur sorgfältig gearbeitete Studien bedeutet einen bemerkenswerten Beitrag zur Erforschung der Wandlungen und Wesensart der Geschichte des Journalismus von ihren Anfängen an.“* (Archiv für Buchgewerbe 1928, H. 8, S. 609, 612)

Sogar im sozialwissenschaftlichen Milieu erregte die Studie Interesse, wie Besprechungen in den *Kölner Vierteljahresheften für Soziologie* und in der *Zeitschrift für Politik* zeigen. In letzterer schrieb der Rezensent, dass

*„diese Schrift als Ganzes doch lebhaft begrüßt werden [darf]. Die gründliche und selbständige Art [...] macht sie [...] doch gerade für die Zeitungswissenschaft zu einem erfreulichen Leistungszuwachs. Nicht zuletzt, weil sie der*

*weiterbohrenden kritischen Forschung so reiche Angriffsflächen bietet.“* (Zeitschrift für Politik 1929, S. 276)

In seiner kundigen Einleitung in die nun vorliegende Neuausgabe weist so auch Walter Hömberg zuallererst auf den hohen Neuerungswert hin, mit dem sich Baumerts Studie gegenüber der in der Zeitungskunde sonst so üblichen Forschung zum „Strukturwandel des Journalistenberufs“ (S. 9) absetzte:

*„Die frühe zeitungswissenschaftliche Forschung, die sich seit 1916 an den Universitäten zu etablieren begann, hat sich vorwiegend punktuell mit publizistischen Inhalten, Intentionen und Personen beschäftigt. Umso bemerkenswerter ist Baumerts Versuch, sozusagen aus der Vogelschau einen historisch-systematischen Überblick zu liefern. Er analysiert zum ersten Mal die Geschichte des Journalismus unter dem Gesichtspunkt der Arbeitsorganisation und unterscheidet dabei vier Entwicklungsschritte: die präjournalistische Periode und die Perioden des korrespondierenden, des schriftstellerischen sowie des redaktionellen Journalismus.“* (S. 16f)

Nun hat Baumert dieses (von nationalökonomischen Stufenmodellen inspirierte) Phasenmodell, wie es in vielen einschlägigen Einführungen und Handbüchern sowie in der kommunikationswissenschaftlichen Lehre noch heute präsent ist, und so wohl neben dem Riepl'schen Gesetz zum unbestrittenen Kanonwissen zählt, das aus Frühzeit unseres Fachs stammt, keineswegs ins Blaue hinein entwickelt, sondern er folgte hiermit dezidiert einer „gleichzeitig historisch und theoretisch befriedigenden Begriffsbestimmung“ des Journalismus (S. 46). Um historisch-systematisch Ordnung in die Geschichte des Journalismus zu bringen, orientierte er sich dabei nicht mehr (Materialobjekt-orientiert) an einer „materiell-literarischen“ Unterscheidung nach den „schriftlichen Ausdrucksformen journalistischer Leistungen“ – so vor ihm Robert Prutz (S. 46). Er präferierte, und hier zeigt sich deutlich der Einfluss Martin Mohrs, der zu Baumerts Theoriekapitel in seinem Gutachten anregte, in übergreifender Hinsicht einen berufssoziologisch adaptierten „funktionellen Gesichtspunkt“, der „die journalistische Arbeit gewissermaßen in einzelne Produktionsabschnitte zerlegt“, wie sie sich im Laufe der jahrhundertelangen Genese des deutschen Journalismus nach und nach miteinander vereinigt haben, um die über die Zeiten hinweg beobachtbaren „dau-

ernden Veränderungen“ „nach dessen Art, Größe und Güte in den verschiedenen Epoche“ sowie im „Gepräge“ der „sozialen Struktur und wirtschaftlichen Stellung seiner Träger“ beschreib- und erforschbar zu machen (S. 45f, 46, 47, 48). In dieser Weise ließen sich unter dem „funktionellen Gesichtspunkt“ journalistischer Tätigkeit „1. die Korrespondenzfunktion, 2. die schriftstellerische Funktion, 3. die redaktionelle Funktion“ unterscheiden, die in dieser Reihung zugleich, weil „je- weils die eine oder die andere Funktion für die geistige und berufliche Gesamtkonstellation des Journalismus typisch und entscheidend ist“, quasi eine idealtypische Stufenfolge der historischen Genese des Journalismus darstellen:

*„Bildet in der Zeit der Post- und Avisenzeitung die Korrespondenz das Kernstück journalistischer Arbeit, so ist in der vormärzlichen Zeit der Schriftsteller, heute der Redakteur der vorherrschende Typ des berufsmäßigen Journalisten.“*  
(S. 47, 69)

Erst im letztgenannten Typus hat sich also

*„mit der Vereinigung korrespondierender und schriftstellerischer Leistungen [...], [...] diejenige journalistische Funktion ausgebildet [...], die sowohl für die geistige wie für die berufliche Entwicklung des Journalismus entscheidend geworden ist: die redaktionelle Funktion“*  
(S. 113).

Und hier bekommt seine Entwicklungsstufen- theorie noch eine originäre organisationssoziolo- gische Facette, so Hömberg:

*„Als einer der ersten Zeitungswissenschaftler analysiert er die Organisationsform der Redak- tion, die Aktualität, Universalität, Periodizität und damit Kontinuität garantiert.“*  
(S. 15)

Dem zeitgenössisch weitverbreiteten Paradigma der exklusiven Personalisierung journalistischen Handelns (Stichwort „publizistische Persönlich- keit“) stellte er die Leistung der „Redaktion“ ge- genüber, die die journalistischen Einzelleistungen bündelt: Sie ist in der modernen, arbeitsteilig komplex organisierten Tagespresse „das journa- listische Korrektiv der in der Zeitung erschei- nenden schriftstellerischen Einzelleistungen“ (S. 54). Aber auch weil die Inhalte der Tagespres- se „hochwertiger und vielseitiger“ wurden,

*„erforderte sie ein Zusammenwirken indivi-*

*dueller Geistesfaktoren, welche entsprechend der notwendigen Einheitlichkeit des fertigen Zeitungsproduktes einer planmäßigen Regelung unterworfen werden mußte.“*  
(S. 53)

So definierte er schließlich das Rollenbild des Re- dakteurs als eine „umfassende Leistungskombina- tion“ (S. 135). Neben die obligate tagesschriftstel- lerische Arbeit rückte die „redaktionell-technische Funktion“,

*„das einlaufende Nachrichtenmaterial zu registrieren, nach bestimmten Gesichtspunkten zu ordnen, druckfertig zu gestalten und in den Rahmen der einzelnen Zeitungsnummern ein- zugliedern.“*  
(S. 53, 53f)

Von diesem Moment an konnte sich der Journa- lismus auch als Beruf durchsetzen, weil er nun im Sinne Max Webers „eine dauernde Versorgungs- und Erwerbschance“ bot, die

*„eine besondere Kombination spezialisierter und spezifizierter Leistungen darstellt, die literarisch wie beruflich, technisch wie sozial zusammen mit anderen Leistungen die materi- elle Grundlage einer Person bildeten und noch bilden.“*  
(S. 56)

Freilich wusste er, dass im Kontrast mit den „praktischen Gegebenheiten“ (S. 42) diese ideal- typische Konzeption des modernen Redakteurs- berufs nicht Eins zu Eins die Realität abbilden könne. Sie war zu operationalisieren und nur durch Tatsachen mit Leben zu erfüllen, wo- bei er in diesem Sinne nicht empirische Mittel präferierte, sondern den Fokus auf die sozialge- schichtliche Verifizierung seines Konzepts legte. Aber auch nach ihm gab es keine Versuche, um mit Hilfe seines Modells plus sozialempririscher Methoden die Realität der „beruflichen Struktur“ (S. 68) zumindest der letzten Stufe journalisti- scher Entwicklung, den Mix der verschiedenen Berufsrollen und Erwerbsstellungen, die den re- daktionellen Journalismus prägten, im Feld ein- zufangen. Vielleicht hat man sich da zu leicht von dessen eigener Skepsis, „daß man den Journalis- mus statistisch nicht zu erfassen vermag“ (S. 67), irritieren lassen. Jedenfalls machte er in dieser Hinsicht, so Hömberg,

*„bereits früh auf die Fragilität dieses Berufs- feldes aufmerksam – ein Problem, mit dem bis*



heute alle einschlägigen berufssoziologischen Studien zu kämpfen haben“

(S. 16):

„objektiv [...], denn das Zeitungsgewerbe umschließt weder alle journalistischen Leistungen, noch bildet es für eine große Zahl seiner Mitarbeiter die einzige wirtschaftliche Ertragsquelle; subjektiv [...], denn die journalistischen Funktionen treten zu häufig als ergänzende oder sogar komplementäre Leistungen anderer Berufsgruppen auf und lassen zu schwer erkennen, ob sie den Beruf des betreffenden Leistungsträgers so entscheidend bestimmen, daß man ihn als Berufsjournalisten nennen könnte.“

(S. 67)

Im Zeitalter des von Hömberg so bezeichneten „digitalen Journalismus“ (S. 35) sind jedenfalls die Schwierigkeiten, Journalismus als Beruf zu definieren und im Feld einzufangen, nicht geringer geworden – und so kann man Baumert vielleicht auch als methodologisches Vademekum für Journalismusforscher lesen, das für den stetigen Wandel dieses Berufsfeldes sensibel macht. In diesem Sinne kommt noch hinzu, dass er diesen kontinuierlichen Transformationsprozess keineswegs als eindimensionalen Selbstläufer konzipierte, sondern seine Originalität gerade in der Komplementarität und Wechselseitigkeit mit anderen großen und kleinen Schritten sozio-kulturellen, technischen oder wirtschaftlichen Wandels sah, die immer wieder, so Hömberg, „neue Konstellationen“ (S. 35) des Journalismusberufs konstituierten.

Nicht zuletzt wegen dieses methodisch-konzeptionell reichen Inspirationspotentials lohnt sich eine Re-Lektüre dieser von Walter Hömberg besorgten, verdienstvollen Neuauflage von Dieter Paul Baumerts *Die Entstehung des deutschen Journalismus* dann eben nicht nur für den Fachhistoriker oder den Mediengeschichtler, sondern vielmehr für jeden Kommunikationswissenschaftler, der mit dem Strukturwandel des Journalistenberufs in der Gegenwart zu tun hat.

## Bibliographie:

Karl d'Ester (1928/29): Zeitungswissenschaftliches. In: *Literarischer Handweiser*, 4, Sp. 255-261

Erik Koenen, Bremen

THOMAS WIEDEMANN: *Walter Hagemann. Aufstieg und Fall eines politisch ambitionierten Journalisten und Publizistikwissenschaftlers.* (= Theorie und Geschichte der Kommunikationswissenschaft, 12). Köln: Halem 2012, 442 Seiten.

Bei dem vorliegenden Band handelt es sich um die Druckfassung der Dissertation an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Betreut und angeleitet wurde die Arbeit von Michael Meyen, der auch als Herausgeber der Reihe *Theorie und Geschichte der Kommunikationswissenschaft* im Kölner Halem-Verlag fungiert. Die Biographie Walter Hagemanns wurde als Band 12 in diese sehr lebendige Reihe aufgenommen und kann geradezu prototypisch für die Perspektive und das Selbstverständnis der „Münchner Schule der Fachgeschichte“ bezeichnet werden.

Wie auch schon in der Vortragstätigkeit mancher Münchner Fachkollegen in den letzten Jahren „erprobt“, legt Wiedemann die Soziologie Pierre Bourdieus dieser biographisch-werkgeschichtlichen Arbeit zugrunde. Gespeist aus dem Theoriedefizit vieler früherer fachhistorischer Betrachtungen, die der Autor eingangs des zweiten Kapitels diskutiert (S. 25ff), strukturiert Bourdieus „Theorie sozialer Praxis“ das Denken in „Kapitalsorten“, „Habitus“ und „Feld“ den Forschungsprozess. Wiedemann konstatiert zudem, dass methodische Defizite bzw. gänzlich ausbleibende Methodenreflexion in der fach- und kommunikationshistorischen Forschung „immer noch an der Tagesordnung“ seien (S. 28). Daraus resultiert in dieser Studie ein kategoriengeleitetes Vorgehen, das Leben und Werk Hagemanns in seiner Totalität, „nicht als autonomes bzw. isoliertes Subjekt [...], sondern in seinen sozialen, kulturellen und politischen Kontext eingebunden“ erfassen will (S. 32.). Damit sollen „eine individualistische Betrachtungsweise oder chronologische Abfolge sich kausal bedingender Ereignisse“, sprich die „biografische Illusion“ vermieden werden (vgl. S. 31, S. 38). Der Anspruch dieser Arbeit ist somit nicht bloß eine Renaissance der biographischen Forschung, sondern vielmehr eine sozialwissenschaftlich fundierte Form derselben.

Die theoretische Grundlegung wird finalisiert mit der Darlegung des Kategoriensystems (schematische Darstellung auf S. 59f) und einem Überblick über die Quellen zu den Hauptkategorien. In die Hauptkategorie *Habitus* (*opus operatum*) fallen etwa Herkunft und Sozialisation, akademische und weltanschauliche Prägungen, *Habitus*



(*modus operandi*) umfasst Denkmotive, Selbstverständnis, Wissenschaftsverständnis u.ä., *Kapital* subsummiert ökonomisches, kulturelles, soziales und symbolisches Kapital, die Struktur des wissenschaftlichen *Feldes* ist jene der frühen Publizistik- und Zeitungswissenschaft.

Daraus resultiert ein üppiges Angebot an Quellen (erläutert auf den Seiten 61 bis 78) – solche, die als Tradition bezeichnet werden genauso wie Überreste: Schriftzeugnisse Hagemanns und Sekundärliteratur, Zeitungsausschnitte und Archivmaterialien. Besonders herauszustreichen sind an dieser Stelle die Experteninterviews mit einigen der sogenannten „Hagemann-Kombattanten“, jenen Schülern Hagemanns, die sich bis heute in regelmäßigen Abständen treffen und sich – entgegen anderen – nicht von ihrem akademischen Lehrer distanzieren. Hier ist vor allem Walter J. Schütz hervorzuheben, der dieser Arbeit in beratender Tätigkeit mit Verve, Leidenschaft und viel Detailwissen zur Seite gestanden hat.

Hagemanns Biographie liest sich dann auch als tragische Geschichte: Seinem steilen, nicht immer geradlinigen Aufstieg als (politischer) Journalist und seiner „zweiten Karriere“ als Professor für Publizistik an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, folgt die chronologische Darstellung seiner „Platzierungen im sozialen Raum“ bis zu seiner überbordenden Kritik an Adenauer und dem daraus resultierenden jähen Absturz mit Anklage in der Bundesrepublik und anschließender Flucht in die DDR. An dieser Stelle sei bloß noch erwähnt, dass Wiedemann diese ereignis- und detailreiche Geschichte der Jahre 1900 bis 1964 auf nicht weniger als 280 (!) Seiten darlegt. Die Fundierung dieser Arbeit lässt sich auch am üppigen, fast 60 Seiten umfassenden Literatur- und Quellenapparat ablesen.

Ohne die Qualität der Herangehensweise insgesamt zu schmälern, wird in der Schlussbetrachtung die „Kapitalisierung“ des Biographischen doch etwas überstrapaziert. Dies mündet dann in etwas ungelenke Formulierungen wie z.B. jenen Satz:

„Hagemanns Wechsel an die Universität Münster entsprang wiederum dem günstigen Zusam-

menwirken seines *Habitus* und seines *Kapitals* sowie der *Strukturen des wissenschaftlichen Feldes*.“

(S. 364)

– Es ließe sich wohl deutlich einfacher formulieren, Wege und Brüche, Kausalitäten und Einflüsse aufzuzeigen. Doch auch wenn es an manchen Stellen nicht zwingend nötig erscheint, akademische Tätigkeiten, Netzwerke und Reputation in Kapitalsorten umzumünzen, ist dies für eine Heuristik allemal fruchtbringend, wie sich ja auch an vorliegender Dissertation erkennen lässt.

Die Frage, ob die Ausweitung des Gegenstandsbereichs auf die „Publizistik“ beinahe ausschließlich auf Hagemanns *Habitus* zurückzuführen ist (S. 364), wird wohl weiterhin genauso kontrovers diskutiert werden wie ihn als „Retter“ der Publizistikwissenschaft (S. 366) darzustellen. So stellt auch Walter J. Schütz fest, dass die Fachentwicklung ohne den Skandal um Hagemann zwar „friedlicher, aber kaum anders verlaufen“ wäre (vgl. S. 371).

Fazit: Die *scientific community* darf sich vor allem darüber freuen, über die quellen- und detailreich nachgezeichnete Biographie einer weiteren wichtigen und zugleich tragischen Figur in der Entwicklung hin zur Kommunikationswissenschaft zu verfügen.

Ob und wie die Sozialtheorie Bourdieus weiter ins Fach integriert werden kann, soll der Nachfolgebild 13 in der Reihe *Theorie und Geschichte der Kommunikationswissenschaft – Pierre Bourdieu und die Kommunikationswissenschaft. Internationale Perspektiven*. (Hrsg. von Michael Meyen und Thomas Wiedemann, jüngst erschienen und in vorliegendem Heft rezensiert) klären helfen. Dieser plädiert folgerichtig für eine Nutzung von Pierre Bourdieus Ansätzen und (über diesen Einzelfall hinaus) für die produktive Durchdringung des gesamten Forschungsfeldes mit Bourdieus Sozialtheorien. Zentrale Desiderate von Journalismusforschung, PR, Medieninhaltsforschung, Mediennutzung und Fachgeschichtsschreibung könnten so adäquat erschlossen werden.

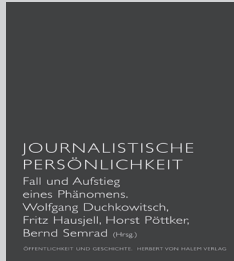
Bernd Semrad, Wien



# Empfehlung



Herbert von Halem Verlag



WOLFGANG DUCHKOWITSCH / FRITZ HAUSJELL / HORST PÖTTKER /  
BERND SEMRAD (Hrsg.)

## **Journalistische Persönlichkeit. Fall und Aufstieg eines Phänomens**

*Öffentlichkeit und Geschichte, 3*

2009, 488 S., 2 Tab., Broschur, 213 x 142 mm, dt.

EUR(D) 29,50 / EUR(A) 30,20 / sFr. 49,60

ISBN 978-3-938258-82-8

Anlässlich der Emeritierung von Wolfgang R. Langenbucher (Wien) wurde im Oktober 2006 den Wechselbeziehungen zwischen Journalismus, Person und Werk nachgespürt. Davon ausgehend kommen in diesem Sammelband Autorinnen und Autoren aus Wissenschaft und journalistischer Praxis zu Wort, um den Stellenwert von Persönlichkeit im Journalismus, den Werkcharakter von journalistischen Leistungen sowie deren Kanonisierung zu erörtern.

»Journalismus« wird in diesem Band als spezifische Kulturleistung verstanden. Entgegen der herrschenden Lehre erlangen dann (wieder) Personen und ihre Biografie wissenschaftliches Interesse. Dabei gilt es auch journalistische Werke als solche (wieder) zu entdecken, die alles andere als tagesgebunden sind und die deshalb nicht einfach der Literatur (und ihrer Wissenschaft) zugeordnet werden sollten.

So mag das Postulat von Max Weber aus dem Jahre 1919 eingelöst werden, dass »eine wirklich gute journalistische Leistung mindestens so viel »Geist« beansprucht wie beispielsweise irgendeine Gelehrtenleistung«, damit unterschieden werden kann von den täglichen Mediendienstleistungen – Journalismus stellt einen stabilen Eigenwert moderner Gesellschaften dar.

### **Außerdem in der Reihe Öffentlichkeit und Geschichte erschienen:**



HORST PÖTTKER  
**Abgewehrte Vergangenheit.  
Beiträge zur deutschen  
Erinnerung an den  
Nationalsozialismus**  
*Öffentlichkeit und Geschichte, 1*  
2005, 270 S., 4 Abb., Broschur,  
213 x 142, dt.  
EUR(D) 28,00 / EUR(A) 28,70 /  
sFr. 47,10  
ISBN 978-3-931606-94-7



DOROTHEE KRINGS  
**Theodor Fontane als Journalist.  
Selbstverständnis und Werk**  
*Öffentlichkeit und Geschichte, 2*  
2008, 400 S., Broschur,  
213 x 142 mm, dt.  
EUR(D) 29,50 / EUR(A) 30,20 /  
sFr. 49,60  
ISBN 978-3-938258-52-1

<http://www.halem-verlag.de>

[info@halem-verlag.de](mailto:info@halem-verlag.de)

Bei Unzustellbarkeit  
bitte zurück an:

**medien & zeit**

Währinger Straße 29  
A-1090 Wien

Erscheinungsort Wien,  
Verlagspostamt 1180 Wien,  
2. Aufgabepostamt 1010 Wien